A 000 090 016 7
UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

HEINZ UDO BRACHVOGEL

Die Silberrepublik

ZELLENBÜCHER

Nummer 27 der

Zellenbücherei

Copyright 1920 by
Dürr & Weber m. b. H.,
Leipzig

*

1.–8. Tausend

Heinz Udo Brachvogel

Die Silberrepublik

Ein Buch über Argentinien

1920
Dürr & Weber m. b. H., Leipzig

1. Kapitel.

Ein gelobtes Land.

„Überfüllt" — das ist das Schlag- und Kennwort unserer Zeit. Alles ist überfüllt: die Eisenbahnen, die Café- und Tanzlokale, die Kinos — aber leider auch, und das ist das Ausschlaggebende, fast alle Berufe. Wäre das letztere nicht, so könnte die Überfüllung der erstgenannten Dinge ein erfreuliches Zeichen allgemeinen Wohlstandes sein. Unsere Eisenbahnen sind aber nicht übervoll, weil das reisende Publikum so groß ist, sondern weil das verfügbare Material und unsere Kohlenvorräte zu gering sind. Unseren überfüllten Vergnügungsstätten stehen überfüllte Wohnungen gegenüber, der Masse derer, die leichtherzig ihr Geld ausgeben, ein Heer von Menschen, die unter Aufbietung aller Kräfte mühsam um ihre Existenz ringen. Wir sind ein Land, das mehr Kräfte hat als es zur Bewältigung seiner Aufgabe verwenden kann, ein Land, das einer starken Bevölkerung nicht genug Möglichkeiten zum Verdienen gibt, in dem es nicht notwendigerweise jedem, der arbeiten will und kann, gut gehen muß, sondern eben nur dem, der das Glück gehabt hat, „unterzukommen". Das alles sind keine Erscheinungen der letzten Jahre. Nicht der Krieg hat sie geschaffen, aber die kolossale wirtschaftliche Erschöpfung, die auf ihn folgte, hat sie noch verstärkt und vertieft. Jedoch der Mann, der hier infolge des Überangebotes an Arbeitskräften auf der

2000859

Straße liegt oder sich kümmerlich durchschlägt, kann irgendwo anders, wo er notwendig ist, eine glänzende Existenz finden. Natürlich, wenn ein Schuster zu den Arabern geht, die meistens barfuß laufen, oder ein Friseur zu den Eskimos, so dürfen sich beide nicht wundern, wenn sie trotz all ihrer Tüchtigkeit verhungern müßten. Weswegen nicht gesagt sein soll, daß es nicht andere Berufe gibt, die mit den barfüßigen Arabern oder den struppigen, tranduftenden Eskimos recht gute Geschäfte machen können. Wir suchen aber kein Land, das nur einzelnen Aussichten bieten kann, sondern eines, das im Gegensatz zum heutigen Deutschland möglichst viele, möglichst verschiedene und möglichst gute Aussichten eröffnen soll. Ein Land, das uns ebenso benötigt, wie wir es brauchen. Wo ist es wohl zu finden, jenes gelobte Land, das uns von der Not der Gegenwart und der Angst vor der Zukunft befreit? Bevor wir uns diese Frage beantworten, müssen wir zunächst einmal feststellen, wie ein derartiges gelobtes Land eigentlich beschaffen sein muß, welche Ansprüche wir zu stellen haben. Wir sind nicht wie die russischen Juden, die jede Gelegenheit zur Auswanderung ergreifen mußten, weil es ihnen nirgendwo auf der weiten Welt so schlecht gehen konnte, wie im heiligen Rußland. Wir sind auch nicht so wie ein großer Teil der romanischen Auswanderer, die nichts als ein paar Habseligkeiten und ein paar starke Arme mit in die Fremde nehmen; wir haben etwas gelernt, wir können etwas und haben nur dann eventuell Lust, ins Ausland zu gehen, wenn wir nicht nur für ein paar Jahre, sondern für unser ganzes Leben damit etwas Positives erreichen können. Bloß hart arbeiten, um uns kümmerlich durchzuschlagen, das können wir schließlich zu Hause auch noch.

Fünf Kardinaltugenden muß unser gelobtes Land aufweisen. Erstens, es muß von Natur aus reich sein. Zweitens, die Ausbeutung dieses Reichtums darf nicht allzugroße Schwierigkeiten machen. Drittens, es muß ein großes Land sein, das gute Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Viertens, es muß ein dem Europäer zuträgliches Klima aufweisen. Fünftens, in diesem natürlich reichen und großen Lande sollen verhältnismäßig wenig Menschen wohnen, so daß das Land im Interesse seiner Entwicklung noch auf Jahre hinaus einen ordentlichen Zuschuß an Bevölkerung vertragen kann.

Unter dem natürlichen Reichtum eines Landes verstehen wir, daß es infolge seiner Bodenbeschaffenheit, seiner Flora und Fauna imstande ist, Produkte hervorzubringen, die von möglichst vielen Ländern möglichst stark begehrt werden. Nun waren wir selber Bewohner eines Landes, dessen Erzeugnisse stark begehrt waren. Doch waren es hauptsächlich Industrieerzeugnisse, die wir abgaben. Kein Land der Welt hatte für die verschiedenen Gewerbe, Handwerke usw. so lange Lehrzeiten und so viele Prüfungen wie Deutschland. Solch sorgfältige Durchbildung ist aber nur möglich in einem Lande, das sehr viel Arbeitskräfte zur Verfügung hat. Unser gelobtes Land soll also reich an begehrten Produkten, gleichzeitig aber auch verhältnismäßig arm an Arbeitskräften sein. Dazu soll es eine große Ausdehnung besitzen, damit es eine reichliche Zufuhr von Arbeitskräften vertragen kann, ohne daß vor unsern Augen das schreckliche Wort „überfüllt" wieder auftaucht.

Die Erschließung dieses Landes, sowie die Erzeugung und der Absatz dürfen keine allzugroßen Schwierigkeiten machen, denn sonst fällt sein Hauptreiz weg: der gute Verdienst.

So gibt es in Afrika wie auch in Südamerika fruchtbare Strecken und auch reiche Mineralienlager, die einfach nicht ausgebeutet werden können, weil die Erschließung noch zu wenig weit vorgeschritten ist und der Transport der Erzeugnisse zu teuer käme; wie es ja auch zum Beispiel in Brasilien Kolonien gibt, die „im eigenen Fett ersticken", das heißt, in Hülle und Fülle produzieren, aber zu geringe oder zu teure Absatzmöglichkeiten haben.

Es versteht sich eigentlich von selbst, daß wir ein uns zuträgliches Klima verlangen, denn kein Mensch hat Lust, hinauszugehen, um nach ein paar Jahren elend an irgend einem Fieber zu sterben oder krank in die Heimat zurückzukehren und das draußen Erworbene für Ärzte und Kuren auszugeben. Doch darf uns die Aussicht auf ein gesundes Leben mit guten Verdienstmöglichkeiten allein nicht genügen. Was haben wir davon, wenn wir uns heute eine Existenz aufbauen, und nach einem Jahre durchtobt der Bürgerkrieg das Land und vernichtet ohne Ansehen der Person alles, wie wir es in Paraguay so häufig hatten?! Oder scheint es empfehlenswert, in ein Land zu gehen, wo die Hetzarbeit unserer Gegner einen nur allzu aufnahmefähigen Boden fand, wo man uns Deutschen feindlich gegenübersteht? Nein, wir müssen verlangen, daß unsere neue Heimat uns in einer friedlichen inneren und äußeren Politik und in einer neutralen Gesinnung der Bevölkerung die Garantie gebe, daß das, was wir dort erarbeiten, uns auch gesichert bleibe. Die Kolonien der Ententeländer scheiden wegen ihrer deutschfeindlichen Gesinnung, Mexiko, Kaukasien, die Krim, Sibirien usw. wegen der zurzeit noch nicht geklärten innerpolitischen Lage für unsere Betrachtungen aus. Südamerika bietet uns noch

die besten Möglichkeiten, ein gelobtes Land zu finden. Nicht im Norden und nicht im Westen, denn jene Staaten stecken wirtschaftlich zum Teil noch ganz in den Kinderschuhen, leiden an vorläufigen Verkehrs- und Absatzschwierigkeiten und sind während des Krieges ganz unter den wirtschaftlichen und damit auch politischen Einfluß Englands oder Amerikas geraten. Wir wollen nicht in Länder, die man erst zur Entwicklung bringen muß. Wir wollen irgendwohin, wo wir in Ruhe leben und arbeiten können, unbehelligt von Revolutionen, politischen Quertreibereien und nationalen Gehässigkeiten. Das können wir nur in Staaten, die eine gewisse Kulturhöhe erreicht haben, die eine stark nationale Gesinnung aufweisen und dadurch politisch gefestigt und gesichert sind. Da bleiben in der Hauptsache drei Länder übrig: Argentinien, Brasilien, Chile. Chile liegt am Stillen Ozean, wodurch sich schon schwierigere Absatzmöglichkeiten nach Europa ergeben; es ist ungeheuer lang, jedoch unverhältnismäßig schmal, was neben seinen starken Gebirgsformationen den Ausbau der Verkehrslinien sehr erschwert.

Brasilien liegt zwar am Atlantischen Ozean, leidet jedoch zum Teil an einem feuchtheißen, für Europäer wenig zuträglichen Klima; ungeheure Flächen seines Bodens sind mit Urwald bedeckt, was die Erschließung stark hindert. Politisch ist es ganz ins Fahrwasser der Entente gekommen.

Argentinien ist fünfmal so groß wie das Deutsche Reich: es hat 2800000 qkm; während in Deutschland auf den Quadralkilometer 122 Einwohner kamen, kommen in Argentinien nur etwas über drei darauf. Dabei ist noch ein großer Teil der Bevölkerung, etwa 2 Millionen Menschen, in den wenigen, größeren Städten zusammengedrängt. So

zählt Buenos Aires 1½ Millionen, Rosario 200000, Avellaneda 150000 Einwohner. Argentinien ist also ein Land, das reich an Boden und arm an Bevölkerung ist. Seine Hauptprodukte sind die Erzeugnisse seiner Landwirtschaft und seiner Viehzucht: Getreide, Fleisch, Mehl, Häute usw., lauter Produkte, die ungeheuer stark begehrt sind. Argentinien führte 1914 für 322 Millionen Pesos Gold (1 Peso Gold = 4.05 M Friedenswährung) ausländische Waren ein, exportierte dafür aber Erzeugnisse im Werte von 403 Millionen. 1918 betrug die Einfuhr 480 Millionen Pesos Gold, die Ausfuhr dagegen 826 Millionen. Diese Zahlen zeigen deutlich genug die Begehrtheit der argentinischen Produkte. Wie stark dieses Begehrtsein der Erzeugnisse die Produktion steigert, mag aus der argentinischen Goldausfuhr ersehen werden, die im Jahre 1912 58 Millionen Pesos Gold, 1917 aber schon 101 Million betrug. Sollen Landwirtschaft und Viehzucht aber günstige Aussicht auch für die fernere Zukunft bieten, dann muß reichlich Boden zur Verfügung stehen. Tatsächlich sind heute in der Republik etwa 25 Millionen ha angebaut, etwa 100 Millionen wären sofort anbaufähig, weitere 100 Millionen könnte man noch heute zur Viehzucht verwenden. Es ist richtig, daß ein Riesenteil des Landes bereits in privaten Händen ist, aber der Zug der Zeit in Argentinien neigt jetzt mehr und mehr zur Parzellierung der großen Ländermassen und zur Schaffung von zahllosen Kleinbetrieben. Man fängt allmählich an, intensiv zu arbeiten. Das ist natürlich nur möglich, wenn langfristige Pachtverträge gegeben werden, wenn der Kolonist die Aussicht hat, das zu ernten, was er in den Boden gesteckt hat.

Da aber eine intensive Bebauung des Landes, eine wirkliche Ausnützung all seiner Möglichkeiten ein Hauptziel der Regierung sein muß, so läßt es sich leicht verstehen, daß die Regierung ihr Möglichstes tut, um gerade die Verhältnisse der Pächter auf dem Wege der Gesetzgebung so angenehm wie möglich zu machen, wenn sie dabei auch notgedrungen mit den Vertretern der großagrarischen Interessen häufig erbitterte Zusammenstöße hat. Ich kannte seinerzeit einen Besitz von 2500 Hektar Getreideland, der als Großbetrieb bearbeitet wurde. Auf diesen 2500 Hektar lebten der Besitzer mit seiner Familie und Dienstboten und etwa 160 Angestellte und Knechte. — Als dieses Gut durch Parzellierung in eine Anzahl kleiner Güter zerlegt wurde, lebten und arbeiteten dort statt 180 Menschen 160 Familien von drei bis sieben Köpfen. Und dabei gilt ein Besitz von 2500 Hektar noch nicht einmal als Großgrundbesitz in diesem Lande, dessen Gesetz vorschreibt, daß ein Einzelner „nicht mehr als 2500 qkm Land besitzen darf".

Wo viel Menschen sind, entstehen viele Bedürfnisse. Wo viele Bedürfnisse sind, da gibt es viele Möglichkeiten, Geld zu verdienen. Je größer Argentiniens landwirtschaftliche Bevölkerung wird, je dichter das Land besiedelt wird, desto größer muß auch seine Handwerk und Gewerbe treibende Bevölkerung werden. Gerade der deutsche Handwerker mit seiner Pünktlichkeit, seinem Fleiß und seiner guten Schulung hat immer gute Aussichten drüben gehabt und ist nach wie vor eine gesuchte Kraft. Gerade auf dem Lande, wo fast jeder sich noch ein Stück Boden nebenbei halten kann, sind die Erwerbsverhältnisse für gute Handwerker immer sehr gut gewesen.

Argentinien verfügt heute schon über ein recht gut ausgebautes Bahnnetz, das von Jahr zu Jahr weiter ausgedehnt wird. Die äußerst günstige Oberflächengestaltung des Landes — ungeheure, fast baumlose Ebenen — begünstigt diese Erschließung ungemein. Im Gefolge der Bahn kommt der Kolonist, der Kaufmann und der Handwerker. Argentinien nimmt mehr durch die Einwanderung als durch Geburten an Bevölkerung zu. Das bedeutet eine ungeheure Bedürfnissteigerung pro Jahr. Ein Erwachsener, der ins Land kommt, bringt eben schon eine Summe von Bedürfnissen mit, die ein Neugebornes erst im Lauf der Jahre entwickelt. So bedingt die Begehrtheit argentinischer Produkte nicht nur eine rasche Erschließung des Landes, sondern sie eröffnet gleichzeitig auch ein weites Feld für alle möglichen Leute, welche direkt oder indirekt für die Bedürfnisse derer zu sorgen haben, welche die Güterproduktion als ihren Broterwerb betrachten.

Die Industrien Argentiniens, die natürlich noch sehr jung sind, beschäftigen sich hauptsächlich mit der Verarbeitung der im Lande selbst gewonnenen Rohstoffe. Die Fleisch-, Zucker-, Mühlen- und Holzindustrien waren vor dem Kriege schon zu beträchtlicher Bedeutung gelangt. Die Ausschaltung der europäischen Konkurrenz bedeutete naturgemäß ein Erstarken der heimischen Industrie. Dieses Erstarken nach Möglichkeit zu fördern, ist die unablässige Bemühung der Regierung. Alle möglichen Rohstoffe gingen in Riesenmengen einst nach Europa: Wolle, Baumwolle, Häute, Pelze, Roßhaar, Därme, Holz, Gerbstoffe, Öle und Fette. Die Petroleumminen liefern ein gutes Brennmaterial, das den Mangel größerer Kohlenlager nicht allzu stark empfinden läßt. In den Kordilleren ragen Riesenwälder von allen möglichen Nadelhölzern noch

beinahe unberührt zum Himmel. Ausgezeichnete Wasserkräfte stehen dort gleichzeitig zur Verfügung. Der Urwald des Chaco bietet alle möglichen Sorten von Nutz- und Zierhölzern. Ein unabsehbarer Horizont eröffnet sich dem forschenden Auge. Möglichkeiten über Möglichkeiten.

Die heimischen Industrien können nur dann erfolgreich arbeiten, wenn sie lernen, billig, intensiv und gründlich zu schaffen. Dazu brauchen sie aber nicht nur ausgezeichnetes Material, sondern auch ausgezeichnete Maschinen und Arbeiter. Qualitätsmaschinen und Qualitätsarbeiter — wo könnten sie das besser finden, als in Deutschland? Argentinien betritt jetzt das Stadium der wirtschaftlichen Entwicklung, welches die intensivste Arbeit auf allen Gebieten erfordert. Jenes Stadium, das neben Energie, neben Intelligenz und neben Wagemut auch gründliche Schulung, Pünktlichkeit und Fleiß erfordert. Das heißt, für Argentinien beginnt jetzt die Zeit der

deutschen Arbeitsweise.

Uns fehlt der Raum, über den Argentinien verschwenderisch verfügt, uns fehlen die Rohstoffe, uns fehlen die Möglichkeiten, die Argentinien so überreich bietet. Deutsche Arbeit auf argentinischem Boden — das würde eine Vereinigung zweier Faktoren sein, wie man sie sich günstiger nicht denken kann.

Die argentinische Bevölkerung ist und denkt argentinisch. Trotzdem die Zahl der ansässigen Deutschen verhältnismäßig gering war, hat es die Hetzpropaganda der Entente nicht fertig gebracht, Argentinien zu bewegen, seine Neutralität zu verlassen. Dies geschah nicht aus Sympathie für Deutschland, sondern weil es im Interesse Argentiniens lag. Das

muß wohl festgehalten werden. Die Regierung wünscht eine gleichmäßige, fortschreitende Entwicklung des Landes, und von diesem Standpunkt aus beurteilt sie alles. „Regieren heißt bevölkern", das ist der Wahlspruch der argentinischen Regierung von alters her gewesen. Und wir haben drüben kaum mit nationalen Gehässigkeiten und Treibereien zu rechnen, wenn wir sie nicht selbst herausfordern.

Ein Land, das 200 Millionen Hektar für Ackerbau und Viehzucht zur Verfügung hat, von denen erst 25 Millionen angebaut sind —

Ein Land, das reiche und immer mehr begehrte Ernten an Getreide, Wein, Wolle, Baumwolle, Zucker usw. bietet —

Ein Land, das einen Viehbestand von 36 Millionen Rindern, 10 Millionen Pferden und Mauleseln und 82 Millionen Schafen aufweist —

Ein Land, das Riesenwälder, Petroleumminen, Lager von Wolframerzen, Kupfer und Silber, Gold, Platin, Nickel, Marmor usw. birgt, die zum größten Teil noch der Ausbeutung harren —

Ein Land, das größtenteils ein für Europäer gesundes Klima aufweist —

Ein Land, das politisch sicher und gefestigt ist, das keine Revolutionen kennt, von keinem Krieg bedroht ist und sich das allseitige Vertrauen des fremden Kapitals erworben hat —

Ein Land, das bei alldem nur 8 1/2 Millionen Bewohner zählt — erfüllt dieses Land nicht alle Bedingungen, die wir an ein gelobtes Land stellen müssen? Ich glaube ja. „Argentinien" — das Silberland — ist für seine Entdecker eine große Enttäuschung gewesen. Sie nannten das Land „Argentinien" (von Argentum — das Silber), weil sie annahmen,

dort reiche Silberminen zu finden. Man hat sie damals nicht gefunden. Aber tausendfach sind die Erwartungen übertroffen worden, die anfangs in dieses Land gesetzt wurden. Allerdings erst, nachdem man gelernt hat, das Silber auf eine andere Art zu gewinnen, als auf dem Weg der spanischen Eroberer: Raub, Erpressung und primitiven Bergbau.

Tatkräftige, zielbewußte Arbeit mit offenen Augen und offenen Ohren, das ist drüben immer noch der Schlüssel zum Erfolg. Und wer ihn richtig anzuwenden versteht, für den wird und bleibt das Land das, was sein offizieller Titel sagt:

La Republica argentina — die Silberrepublik.

2. Kapitel.

In der großen Stadt am Silberfluß.

Nach wochenlanger Seefahrt betritt der Einwanderer argentinischen Boden. Nach Wochen voll Untätigkeit, süßen Nichtstuns, Träumens und Schwärmens mit Gleichgesinnten an Bord. Nach Wochen, die er verbracht unter einem Himmel, der leuchtender ist als unser deutscher, unter einer Sonne, die heißer brennt, als bei uns. An schimmernden, brandungumschäumten Küsten ist er vorbeigefahren, mit wehenden Palmen und duftigen Bergen, den Zauber tropischer Nächte hat er gekostet, mit ihren Myriaden von lodernden Gestirnen, das Märchenbild Rio de Janeiros hat sein trunkenes Auge geschaut.

Und nun steht er da, zum erstenmal auf dem Boden, der seine zweite Heimat werden soll. Das erste Gefühl, das sich seiner bemächtigt, ist gewöhnlich das, daß er sich in dem

Lande, das ihn angeblich braucht, absolut unnötig vorkommt. — Zollbeamte, Beamte des Einwandererhotels, Gepäckträger, Ausrufer, Hotelbedienstete, alles schwirrt um ihn herum, eine fremde Sprache sprechend, eilig, rastlos und er mitten drin, etwas neugierig, etwas gedrückt, etwas erstaunt und eigentlich ziemlich willenlos.—

Nun ist es ja gleichgültig, wohin er sich zunächst begibt. Ob er von dem Recht des Einwanderers Gebrauch macht, für einige Tage die kostenlose Eß- und Schlafgelegenheit des staatlichen Einwandererhotels und dessen Arbeitsvermittlung in Anspruch zu nehmen, oder ob er in eines der zahlreichen kleinen Hotels in der Hafengegend geht. Nun beginnt so ziemlich für alle Einwanderer die gleiche Beschäftigung: man geht aufs Konsulat, zu den verschiedenen Vereinigungen, die sich mit dem Schutz und der Unterbringung der Einwanderer befassen, man sucht die amtlichen und privaten Stellen- und Arbeitsnachweise auf, man studiert den Anzeigenteil der „Deutschen La Plata-Zeitung" und des „Argentinischen Tagblattes". Und nebenbei bummelt man durch die Stadt und staunt. Staunt zunächst darüber, daß alles gar nicht so südamerikanisch ist, wie man sichs vorgestellt. Und doch ist wieder alles so fremdartig, so ganz anders, und man wundert sich und fragt sich, worin das Fremdartige eigentlich liegt. Das heißt, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gewöhnlich fragt sich der Einwanderer das nicht. Wenn er's nämlich täte, würde er von vornherein ein viel richtigeres Bild bekommen, als er gewöhnlich tut. Im großen ganzen begnügt er sich damit, zu staunen und dann in irgendeinem Bierlokal, sei es nun der „Fürst Bismarck" oder das „Heidelberger Faß" oder sonst eines, halb

skeptisch, halb wundergläubig den Erzählungen irgendeines Landsmannes zu lauschen, der, man weiß nicht recht wie, wo und warum ein ganz besonderes Interesse an ihm gewonnen hat . . — Das Bierlokal, die deutsche Gemütlichkeit und der deutsche Landsmann haben schon vielen Neuangekommenen bittere Enttäuschungen gebracht und viel Geld gekostet. Der Einwanderer ist ja von vornherein leicht zu erkennen, der Deutsche besonders. Leider Gottes gibt es in Buenos Aires heruntergekommene Subjekte genug, die eigentlich nur vom Gimpelfang leben. Sie wissen sehr genau, daß der deutsche Landsmann nach stundenlangem Herumlaufen und Staunen, umgeben von Fremden, umschwirrt von Sprachen, die er nicht erfaßt, sich danach sehnt, „in einem gemütlichen Lokal zu sitzen" und bei einem Glas Bier oder auch mehreren seine Eindrücke zu verdauen. Und sie wissen auch recht gut, daß einer, der die Landessprache nicht versteht, doppelt dankbar ist, wenn er jemanden findet, der ihm seine Fragen in der Muttersprache beantworten kann, eventuell für ihn dolmetscht usw., der deutsch ist, wie er, auch einmal in derselben Lage gewesen ist und ihm deshalb verwandt dünkt. Selbstverständlich weiß der Gimpelfänger auch, daß die Einwanderer nicht nur einmal, sondern Dutzende von Malen vor ihren sogenannten Landsleuten gewarnt worden sind, und er verhält sich dementsprechend. Im Gespräch, das sich ja leicht anknüpfen läßt, warnt er selber, gibt gute Lehren und stellt sich als den biederen deutschen Landsmann hin, der sich freut, wieder einmal Deutsche zu treffen. Oft gibt er auch noch an, daß ihm selbst seinerzeit bei seiner Ankunft von irgendeinem Deutschen geholfen worden sei, ohne daß er sich dafür habe revanchieren können,

und daß er sich nun freue, den Dank, den er seinem Helfer noch schulde, an einen Landsmann abstatten zu können. Denn die Deutschen müssen doch zusammenhalten usw. usw. Dann trinkt man ein Glas Bier und noch eins und noch mehrere, der freundliche Landsmann zahlt vielleicht sogar unsere Zeche, begleitet uns auf der Stellensuche, dolmetscht, vermittelt, tröstet, wenn man nicht gleich etwas findet, erbietet sich sogar endlich selbst, uns eine Stellung zu verschaffen. Damit geht die Schraube erst richtig an. Er macht uns nämlich von vornherein klar, daß die „verdammten Degos", wie er die Einheimischen nennt, oder „unsere lieben Landsleute", wie er mit einem höhnischen Lächeln von den Deutschen spricht, nichts umsonst tun. Er wisse wohl eine Stellung, die zu erhalten sei, aber da müsse man erst den oder jenen schmieren usw. Er selbst wolle nichts verdienen, im Gegenteil usw. Schön. Der Stellensuchende bezahlt die geforderte Gebühr, und soll dann „am nächsten Tage" Antwort erhalten. In der Zwischenzeit aber, meint der biedere Landsmann, soll man nicht den Kopf hängen lassen, sondern sich mal Buenos Aires anschauen, und er ist sogar erbötig, es uns zu zeigen. Na ja, und am nächsten Tag erwacht der Einwanderer mit einem ziemlich schweren Kopf und dafür einem schwindsüchtig leichten Beutel. Manchmal verschwindet der Landsmann gleich nach der ersten Nacht, manchmal auch läßt er sein Opfer nicht eher los, als bis er ihm den letzten Peso glücklich abgenommen hat. — Aber unter hundert Fällen wird der Einwanderer sicher neunundneunzigmal nach allen Regeln der Kunst hineingelegt. — —

Man kann sich natürlich gerne mit einem fremden Landsmann unterhalten. Man kann ihm sogar ein paar Glas

Bier bezahlen für die Auskünfte über Buenos Aires, die er einem gibt. Aber alles, was mehr ist, ist vom Übel. Für Stellen- und Arbeitsnachweis gibt es amtliche Stellen, die Presse und genügend anständige Gesellschaften. Mit der Vermittlung eines „deutschen Landsmannes" riskiert man nur, sein Geld loszuwerden, und Buenos Aires schaut man sich allein auf eine viel zweckdienlichere Art an als auf die, welche uns der „biedere Landsmann" vorschlägt. — Da heißt es aber, die Augen aufmachen und beobachten, nicht bloß „schauen". Da sehen Sie sich einmal die Münzen und Briefmarken an, wie sehr sie in Vorwurf und Ausführung an die französischen erinnern. Und die Schutzleute, die fast genau den englischen gleichen, bloß daß wir unter ihnen nicht die Riesengestalten der Londoner „Coppers" finden, dafür aber manche indianisch dunklen Gesichter. — Dann die Soldaten, die bei der Infanterie fast ganz dem deutschen, bei der Artillerie ganz dem französischen Militär gleichen und endlich die Leibwache des Präsidenten vor dem Regierungsgebäude, die berühmten „Grenadiere zu Pferde", die noch die Uniform von 1810 tragen, mit Tschako und Bandelier und die uns gewöhnlich etwas operettenhaft vorkommen. Frankreichs Münzen und Briefmarken waren bekannt wegen der künstlerischen Höhe ihrer Entwürfe und Ausführung, also wurden die argentinischen ihnen angepaßt, die englische Polizei galt als die beste, also wurde Bonaerenser Polizei nach ihrem Muster eingerichtet, die deutsche Infanterie und Kavallerie hatten den hervorragendsten Ruf, also mußte die argentinische nach ihnen gebildet und uniformiert werden, die französische Artillerie wurde bis zum Kriege als die überlegenste angesehen, also mußte sie als

Muster für die argentinische dienen, die „Grenaderos a caballo" hingegen, sie sind die Erinnerung an die ruhmreichen Befreiungskämpfe der jungen Republik, eine der wenigen historischen Erinnerungen, die jenes noch sehr junge Staatengebilde hat, und deshalb ist es wohl verständlich, daß sie besonders in Ehren gehalten wird. Auf unserem Bummel durch das Geschäftsviertel der Stadt werden wir finden, daß in bezug auf Moden, Möbel, Wäsche, Schmuck usw. der französische Geschmack entschieden vorherrscht. Das ist aber auch ganz begreiflich. Frankreichs Verbindung mit Argentinien ist schon an die 110 Jahre alt, und Paris ist immer noch das Eldorado der Südamerikaner, der Argentinier im besonderen. Und die zahlreichen Vertreterinnen der Pariser Halbwelt, welche Buenos Aires mit ihrer Gegenwart beglücken, helfen mächtig dazu, den Kult des französischen Geschmacks zu erhalten. —

Über den Wein-, Obst- und Lebensmittelläden allerdings, über den Wechselstuben und Bankiergeschäften werden wir mehr italienische und spanische Namen finden. Die technischen Büros, Hoch- und Tiefbauunternehmungen, die großen Export- und Importhäuser sind wieder mehr in deutschen und englischen Händen. Dann wieder können wir zu den Palästen der verschiedenen Eisenbahnlinien wandern, die fast ausnahmslos englische Unternehmungen sind. Fast alle haben in ihren Parterrefenstern große Ausstellungen von Landesprodukten aus den Gegenden, welche durch ihre Linien erschlossen werden. Es ist interessant und lehrreich zu sehen, und mancher ist vor diesen Fenstern schon auf Möglichkeiten gekommen, die er sonst gar nicht ins Auge gefaßt hatte, — oder wir können auch direkt an den Hafen

hinuntergehn und zusehen, wie die zahllosen Dampfer ein- und ausgeladen werden. Ganz Europa sendet, und ganz Europa holt. Da verschwinden Riesenballen gepreßter Wolle und Baumwolle im Bauche eines Dampfers. Die Wolle kommt aus dem südlichsten, die Baumwolle aus dem nördlichsten Teil der Republik. Dort wieder werden ungezählte Säcke goldgelben Maises verladen, welchen die Provinz Buenos Aires sendet, weiter drüben wird nach den allerneuesten Methoden Weizen aus der Pampa gleich direkt ohne Säcke ins Schiffsinnere geschüttet. Roßhaar, Pelze, gesalzene und getrocknete Häute, die oft einen entsetzlichen Gestank verbreiten, Fässer mit Därmen oder Fett, Dampferladungen von gefrorenem oder gekühltem Fleisch, — der ganze Riesenexport Argentiniens entwickelt sich vor unseren Augen, alles scheinbar ohne Ordnung und Ziel und doch von einer wunderbaren Lebensfülle. Man muß ein Volk arbeiten sehen, das ist das Interessanteste an ihm. Die Art, sich zu amüsieren und das Geld auszugeben, ist nicht so sehr verschieden unter den Menschen.

Und wenn wir uns müde gesehen und gelaufen haben, dann können wir wieder in die Stadt zurückgehen und irgendein Erfrischungslokal aufsuchen. Aber keines von den deutschen. Nein, wir gehen in eines der zahlreichen Paulista-Cafés, denn dann sind wir gezwungen, unser bißchen Spanisch zu radebrechen und uns verständlich zu machen, wie es eben geht. Wir müssen uns von Anfang an daran gewöhnen, unter den Angehörigen einer fremden Rasse zu sein, müssen uns bemühen, sie zu verstehen und sie auch ihrem Charakter nach zu begreifen .. Denn aus ihrem Charakter entspringt ihre Tätigkeit, das ganze wirtschaftliche, politische und soziale

Leben des Landes. Der Charakter der Landesbewohner ist eine der wichtigsten Grundlagen für das ganze Leben, das sich in ihm abspielt, und ihn erkennen, heißt den Schlüssel zu all den Rätseln in der Hand haben, die wir im Laufe der Jahre noch auf unserm Wege finden werden.

Nur der ganz Gedankenlose wird sagen, daß die Bewohner von Buenos Aires sozusagen eine Masse, etwas Gleichartiges bilden. Aus allen Nationen der Welt zusammengesetzt, mit verschieden langem Aufenthalt im Lande, verschiedener Erziehung und nur dem einen gemeinsamen Ziel des Geldverdienens, das auf tausend verschiedenen Wegen angestrebt wird, — wie sollte diese Bevölkerung ein Ganzes sein?!

Argentinien ist von Spaniern erobert und besiedelt worden. Daraus ergibt sich schon der romanische Grundcharakter der Bevölkerung, der durch einen kolossalen Zuschuß von italienischer Einwanderung noch bedeutend mehr betont wird. In den letzten 50 Jahren sind etwa 4 3/4 Millionen Menschen nach Argentinien eingewandert. Allein 2 1/4 Millionen davon waren Italiener und etwa 1 1/2 Millionen Spanier. Dazu kamen noch etwa 210000 Franzosen, 90000 Angehörige der österreichisch-ungarischen Monarchie, an 60000 Deutsche und etwa 160000 Russen; ferner an 140000 Syrer, 55000 Engländer, 35000 Schweizer und etwa 30000 Portugiesen.

Die Rückwanderung belief sich auf ungefähr 1 1/4 Million, worunter größtenteils Italiener und Spanier waren. Der Rest ist argentinisch geworden. — Argentinier werden, heißt aber nicht Spanier werden, heißt auch nicht Romane werden. — Der Argentinier ist eigentlich Kosmopolit. Er zeigt des Italieners Geschäftssinn, ohne dessen Geiz und Filzigkeit, des Franzosen Liebenswürdigkeit und Eleganz, ohne dessen natio-

nale Eitelkeit und Hysterie, des Spaniers Stolz und Sinn für großen Stil, ohne dessen Hinneigen zum Katholischen und dessen Strohfeuerbegeisterung. — Gastfrei ist er und großzügig, wie immer die Bewohner neuerschlossener Länder. Ein Anbeter der Frauen, nicht nur, weil das überhaupt im romanischen Blute liegt, sondern auch, weil in Ländern, deren Bevölkerung hauptsächlich durch Einwanderung sich vermehrt, die Frauen seltener sind als die Männer. Er neigt zu Spiel und Wetten, zum Spekulieren, zum „Geld mit einem Schlag verdienen". Alljährlich lesen wir von Jugendlichen, die selbst vor einem Verbrechen nicht zurückschrecken, um sich das Geld zu Pferdewetten zu verschaffen. Die Zahl derer, die sich im Lauf des Jahres durch den Totalisator zugrunde richten, ist erschreckend hoch. Wohl spricht man auch in der Hauptstadt immer im Brustton der Überzeugung von der Arbeit, aber der Ton klingt beim Hauptstädter immer ein bißchen unehrlich, so als spräche mein bester Freund, ein hoffnungsvoller, 18jähriger Nordamerikaner sein Lieblingswort:

„Der Kluge lebt vom Dummen und der Dumme von seiner Arbeit."

Deswegen wird aber doch in Buenos Aires viel gearbeitet, sogar sehr viel. Vor allem in den oberen Kreisen, die stärker mit englischem und deutschem Blut durchsetzt sind, finden wir oft eine Energie und Arbeitsfreude, die vor allem in ihrer Nachhaltigkeit durchaus germanisch sind.

Eine wirklich schöne Eigenschaft des Argentiniers ist seine Hilfsbereitschaft. Er hilft gerne und ohne auf Gegenleistung zu sehen, auch Fremden, die er oft gar nicht kennt. Allerdings kommt der Argentinier auch mit der nämlichen Selbstverständlichkeit zu uns, wenn er glaubt, unsere Hilfe brauchen

zu können. Und das sollte nicht verloren gehen, dieses Sich-selbstverständlich-Unterstützen.

Ganz romanisch ist des Argentiniers Vorliebe für die Pflege der äußeren Erscheinung, nicht nur bei den Frauen, sondern auch bei den Männern. Gerade die letzteren zeichnen sich in Buenos Aires durch hervorragende Eleganz aus. Es ist aber nicht nur der romanische Sinn fürs Äußere, der das zur Folge hat, sondern noch ein anderer Zug, an den viele gar nicht denken, wenn sie nach guter deutscher Manier über die „Affen", „Zierbengel" usw. schimpfen. In keinem Lande ist der Erfolg so ausschlaggebend wie in Argentinien. Keinen Erfolg haben, heißt soviel, wie sein Ziel nicht erreicht haben. Und da nun auf der einen Seite Hunderte da sind, die reich geworden, Zehntausende, die es zu Wohlstand gebracht haben, ist der Beweis dafür erbracht, daß der Erfolg kein Traumbild, sondern eine ganz reale Wirklichkeit ist. Nun ist der Traum des weitaus größten Teiles der Einwanderer nicht nur die sogenannte gesicherte Existenz, sondern der Wohlstand oder der Reichtum. Und da sie nicht so rasch reich *sein* können, wollen sie es wenigstens *scheinen*. Damit kommt ein Zug ins Leben, weniger von Argentinien, als hauptsächlich von Buenos Aires, der äußerst unreell ist. Die Leute repräsentieren zuviel. Sie leben über ihre Verhältnisse, sie geben zuviel auf den Schein und zuwenig auf das Sein. Dazu kommt noch der Umstand, daß in Argentinien mehr wie irgendwo anders, mit Kredit gearbeitet wird, und daß ein Mann, der „auftritt", natürlich leichter Kredit erhalten kann als ein anderer. Die Leute gehen größtenteils nach dem Rezept des alten James Rothschild, der gewöhnlich die Ideen

und Vorschläge Unbemittelter mit der Bemerkung abzulehnen pflegte:

„Wenn Sie für sich nichts machen können, wie sollen Sie dann für mich etwas machen können?" Und so will auch in Argentinien niemand zurückgeblieben sein oder Mißerfolg haben. Jeder behauptet, daß es ihm nicht etwa gut, sondern ausgezeichnet geht, man prunkt, redet große Worte, tut, wie wenn es überhaupt keinen Mißerfolg geben könnte. Man betrachtet die Armut nicht als Unglück oder als Schande, aber bei einem, der schon längere Zeit im Lande ist, direkt als ein Zeichen von Unfähigkeit. Und daraus wird klar, daß es in Buenos Aires mehr verschämte Arme gibt, als irgendwo anders. Wieviele gehen in Lackschuhen und seidenen Strümpfen, mit schönem, nur leider oft falschem Schmuck, die sich all dies mit drückenden, ja oft beschämenden Opfern erkaufen müssen! Wie manchen habe ich gekannt, der sich Zigaretten der billigsten Sorte kaufte und sie dann in eine leere Packung der teuersten steckte, nur um den Anschein zu erwecken, daß er sich teure Zigaretten leisten könne! Die argentinische Gastfreundschaft und Großzügigkeit haben es mit sich gebracht, daß im Café oder im Restaurant nicht jeder für sich allein, sondern einer für alle die Zeche bezahlt. Das ist gewiß großzügig und hübsch. Aber — wie viele sind da, die diese Liberalität durch große persönliche Einschränkungen wieder wettmachen müssen! Und wie viele Schulden gibt es in Buenos Aires! Nun wird ja weder das „Über-die-Verhältnisse-Leben", noch das Schuldenmachen dort tragisch genommen. Durch den raschen Wechsel, dem die Verhältnisse unterliegen, durch die oft ganz unverhofft sich bietenden Möglichkeiten, kommt es häufig genug vor, daß einer „mit einem

Schlage wieder aus allem heraus ist". Die Spekulation beherrscht eben das Leben der Hauptstadt. Und Hand in Hand mit ihr geht die Lüge, mag man sie nun Repräsentation, Bluff oder sonstwie heißen. Bezeichnend dafür ist ja schon die Grußform, die sich in Buenos Aires eingebürgert hat; man fragt nicht, wie sonst in Argentinien: „Wie geht es Ihnen?" sondern: „Wie sagen Sie, daß es Ihnen geht?" und erspart mit dieser Mischung von Liebenswürdigkeit und Zynismus dem anderen die Lüge und sich selbst das Belogenwerden. Allerdings dürfen wir eines nicht aus dem Auge verlieren: die rasche Entwicklung des Landes, der Geldstrom, der es alljährlich durchflutet, hat einen gewiß sehr begreiflichen Optimismus großgezogen, der ja ohnehin der romanischen Rasse eher liegt als uns. Der Glaube an die Zukunft und die Hoffnungsfreudigkeit sind überwältigend groß und mit dem inneren Schwung, dem sie den Menschen geben, oft auch die erste Grundlage für den kommenden Erfolg. Dieser Optimismus läßt die Leute leichter und sorgloser an irgendwelche Unternehmungen herangehen. Im Zusammenhang mit der Liebenswürdigkeit aber bildet er auch die Basis für die unangenehmste argentinische Eigenschaft: die Unzuverlässigkeit.

Ausländer haben oft über die argentinische Unzuverlässigkeit geklagt. Ich muß, leider, sagen: mit Recht. Aber ich habe häufig gefunden, daß es sich nicht um eine Unzuverlässigkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes handelt. Dem Argentinier fällt es schwer, „nein" zu sagen, er fürchtet, unliebenswürdig zu erscheinen. Das ist vielleicht ein Hauptgrund dafür, daß er es nicht fertigbringt, glatt zu versagen. Andererseits ist er sich vielleicht im Moment des „Ja"sagens

wohl klar darüber, daß er augenblicklich nicht imstande ist, sein Versprechen zu halten, aber sein blühender Optimismus flüstert ihm wieder zu, daß es ja wohl eine Möglichkeit gäbe, daß man sie bloß noch nicht recht erkenne usw., daß morgen ganz gut geschehen kann, was heute unmöglich dünkt. Es kommt auch schließlich noch eine gewisse Eitelkeit dazu, die nicht zugeben will, daß er nicht gewähren kann, worum er ersucht wird. — Auch bei amtlichen Stellen findet man diese Art von Unzuverlässigkeit sehr viel, und hier wirkt sie natürlich doppelt unangenehm. Man bekommt bei einer Behörde erfahrungsgemäß selten etwas abgeschlagen, aber der Kundige weiß, daß, wenn er zum zweitenmal die Antwort erhalten hat „Morgen“ oder „Noch in diesen Tagen“, das ebensoviel ist, wie wenn man ihm wo anders gesagt hätte: „Bedaure, das kann nicht gemacht werden.“

Immerhin möchte ich Einwanderern nicht empfehlen, den Eingeborenen in diesen Dingen nachzuahmen. Denn der Argentinier schätzt Pünktlichkeit, Genauigkeit, Zuverlässigkeit sehr hoch, vielleicht deswegen, weil sie bei ihm selbst noch so bedauerlich schlecht entwickelt sind. —

Gleichzeitig aber muß man hauptsächlich bei Deutschen darauf aufmerksam machen, daß es häufig weniger die Absage an sich ist, die den Fremden abstößt, als die Form, in der sie geschieht. Der Argentinier ist, wie jeder Romane, an eine äußerst höfliche Verkehrsform gewöhnt, und gerade in bezug auf die äußere Form läßt der Deutsche oft recht zu wünschen übrig. Viele Deutsche glauben ihrem Mannesstolz etwas zu vergeben, wenn sie liebenswürdig sind. Das scheint ein nationaler Zug bei uns zu sein. Das Sprüchwort vom goldenen Kerne in der rauhen Schale ist ja auch

deutschen Ursprungs. Man darf aber nicht vergessen, daß die meisten unserer Bekannten doch mehr mit der Schale, als mit dem Kern zu tun bekommen, und daß es deshalb besser ist, diese Schale etwas zu glätten und zu polieren. Wir haben ja auch gewöhnlich von der Militärzeit her noch eine gewisse anerzogene „Schneidigkeit" im Auftreten, die uns allbekannt ist und bei uns niemanden geniert. Im Auslande aber wirkt sie auffallend, wird gewöhnlich falsch aufgefaßt und als peinlich empfunden. Auch dienen Vergleiche zwischen Argentinien und Deutschland, die dazu führen, Argentinien herunterzusetzen, nicht dazu, uns Sympathien zu verschaffen. Der Argentinier ehrt den Heimatsstolz des Europäers; aber er wünscht natürlich nicht, seine eigene Heimat, die ja auch des Eingewanderten Heimat werden soll, ungünstig beleuchtet zu sehen. Es ist sicher richtig, daß der Nationalstolz in Argentinien in den letzten Jahren überreizte Formen angenommen hat. Daran sind aber weniger die eigentlichen Argentinier schuld, als hauptsächlich romanische Elemente verschiedener Nationalität, die erst jüngere Zeit im Lande sind; gerade die Italiener und Spanier, die sich infolge ihrer Rassen- und Sprachverwandtschaft leichter einbürgern, die außerdem zum größten Teil den ungebildeten Schichten entstammen und sich nun großartig fühlen, weil sie etwas Besseres geworden sind als zu Hause, gerade diese spielen sich gern als den „Criollo" auf. (Unter Criollo versteht man eigentlich den auf amerikanischem Boden Geborenen, aber europäischem Blute Entsprossenen, heute wird es im allgemeinen für den Südamerikaner schlechtweg gebraucht, im Gegensatz zum Eingewanderten, der mit dem der Gauchossprache entlehnten Wort „Gringo" bezeichnet wird.)

Es ist ohne weiteres verständlich, daß eine derartige gemischte Bevölkerung es nur durch einen ganz starken nationalen Zug fertig bringen kann, eine wirkliche Verschmelzung ihrer widerstrebenden Elemente herbeizuführen. Man soll aber deshalb nicht glauben, daß die lächerliche Überhebung, die aus den obengenannten Kreisen hervorgeht und sich zum Teil auch bedauerlicherweise in der Presse breitmachen kann, argentinischer Nationalstolz sei. Durchaus nicht. Der echte Argentinier ist stolz auf seine Heimat und hat ein Recht dazu. Jene Elemente aber sind eitel darauf, und Eitelkeit ist immer vom Übel. Das empfinden, wissen und sagen auch die einsichtigen Staatsmänner Argentiniens selbst. — Und wenn der Neueingewanderte mit solch überspannten Personen zu tun bekommt, dann tut er am besten, sich nicht in Diskussionen einzulassen, sondern das Gespräch abzulenken oder über die Fanfaronaden des Betreffenden hinwegzusehen. Wer die Augen aufmacht, hat es bald heraus, Unterschiede zu machen und wird nicht in den Fehler verfallen, die Nachteile des italienischen oder spanischen Charakters dem Argentinier in Rechnung zu setzen. —

Im allgemeinen kann es als Grundregel gelten, daß man mit einer ruhigen, liebenswürdigen Art, die natürlich nicht in Vertraulichkeit ausarten darf, mit Sachlichkeit und Gemessenheit am besten durchkommt. Das heißere Temperament der anderen Rasse, das sich hauptsächlich in ihrer sprudelnden Konversation, in ihrem lebhaften Mienenspiel und ihren uns so theatralisch berührenden Gesten kennzeichnet, darf uns nicht verleiten, falsche Schlüsse zu ziehen. Der Romane spricht eben nicht nur mit Zunge und Lippen, er redet auch mit den Händen, dem Gesicht, ja mit dem ganzen Körper.

Jedenfalls tut man aber hier, wie überall nur gut, wenn man jedem Streite, sei es als Zeuge oder als Beteiligter, aus dem Wege geht, denn er endet erfahrungsgemäß gewöhnlich damit, daß die äußerst flinke Polizei zunächst einmal alle verhaftet, dann aber den Eingebornen, der sich ausweisen kann und die Sprache beherrscht, freiläßt und den Neuling, der sich nicht verständlich machen kann, tage-, oft wochenlang in Haft behält, bis er vor den Richter kommt.

Viele haben auf diese Weise Bekanntschaft mit der Zelle gemacht, ohne etwas verbrochen zu haben, und bedauerlich bleibt es nur, daß sich die deutschen Behörden fast gar nicht um die inhaftierten Landsleute kümmern, ganz im Gegensatz — man möchte sagen „natürlich", zu den englischen. Wir haben ja von den Engländern alles mögliche kopieren gelernt, bloß nicht ihren vorzüglichen Auslandsdienst. Charakteristisch für die geringe Lust, die selbst der Eingeborene hat, mit der Polizei zu tun zu bekommen, ist ein Fall, den ich persönlich erlebt habe: ich fuhr auf einem Trambahnwagen durch Buenos Aires, als zwei Herren auf der Plattform Streit bekamen. Der eine hatte den andern getreten und sich nicht entschuldigt, kurz, ein Wort gab das andere, und schließlich vergaß sich der angeblich Getretene soweit, daß er dem andern eine Ohrfeige gab. Das geschah zufällig bei einer Haltestelle, wo im allgemeinen immer ein Schutzmann steht. Richtig kam auch sofort ein „vigilante" aufgesprungen und inquirierte. Nun hatte jeder Fahrgast den Vorfall genau verfolgt und gesehen. Aber — — keiner wollte etwas gesehen haben, keiner wollte Zeugen machen, keiner die Scherereі mit der Polizei haben. Selbst die Herren, die dicht daneben gestanden waren, erklärten feierlich, nicht das

Geringste gesehen zu haben. Was wollte der Schutzmann tun? Er zog mit den beiden Streitenden ab, ohne Zeugen. Wie viele Leute würden sich in Deutschland in einem solchen Fall als Zeugen anbieten?

Weil wir gerade bei dem angenehmen Kapitel der tätlichen Angriffe sind, darf ich gleich bemerken, daß es absolut nicht zu empfehlen ist, in Buenos Aires Waffen bei sich zu tragen. Es ist nämlich verboten. Macht man von der Waffe Gebrauch, ohne einen Waffenschein zu haben, wird man schwer bestraft. Und auch bei einer einfachen Verhaftung verliert man etwaige Waffen sofort und muß auf alle Fälle 50 Pesos Strafe zahlen. — Die Polizei ist wirklich sehr gut organisiert und funktioniert tadellos, vor allem, wenn man bedenkt, wieviel Gesindel aus aller Herren Länder in Buenos Aires zusammenströmt.

Es gibt aber für den Neuling noch eine andere Art, in der Hauptstadt aufzufallen — und auffallen kann man ja nach einem alten militärischen Spruch immer nur unangenehm —, das ist mit den Frauen.

Die Frauen sind drüben sehr elegant und gepflegt. Außerdem haben sie nun einmal die Sitte oder Unsitte des Schminkens, die wir nur an Kokotten gewohnt sind. Der Neuling, der sich durch die Schminke, das Parfüm und die Kleidung verleiten läßt, anzunehmen, daß er es mit einer Halbweltdame zu tun hat, könnte dabei die peinlichsten Erfahrungen machen. Wer in Buenos Aires eine Dame anspricht, verfolgt oder sonstwie belästigt, kann auf Verlangen derselben sofort verhaftet und mit einer Geldstrafe von 50 Pesos belegt werden. In der argentinischen Hauptstadt gehts eben nicht so einfach wie „untern Linden, untern Linden". Die Frau nimmt

drüben eine ganz andere Stellung ein als herüben; wie stark der Einfluß der Frau ist, wenn es sich um ihre Stellung in der Öffentlichkeit handelt, kann schon daraus ersehen werden, daß die Frauen von Buenos Aires ein Rauchverbot in allen Trambahnen durchsetzten, das bei der enormen Rauchlust des Argentiniers, der sozusagen mit der Zigarette aufsteht und sich hinlegt, gewiß bemerkenswert genug ist. Außerdem muß noch bemerkt werden, daß die Damen in Buenos Aires durch ein Neigen des Kopfes zeigen, daß sie gegrüßt zu werden wünschen, so daß man nicht leicht in die Verlegenheit kommt, eine Unbekannte zu grüßen und vielleicht deshalb Unannehmlichkeiten zu bekommen. Die Halbwelt ist allerdings auch in der Hauptstadt sehr stark vertreten, zum Teil durch Französinnen, die ja das Ideal des Romanen bilden, zum Teil durch deutsch sprechende polnische Jüdinnen, die sich hauptsächlich an Einwanderer und vom Lande Hereinkommende heranmachen. Ihr Geschäft geht nicht schlecht. Wie mir von wohlunterrichteter Seite seinerzeit mitgeteilt wurde, haben viele von ihnen recht ansehnliche Konten bei einer der großen Banken.

Das Leben und Treiben dieser Halbwelt ist recht amüsant zu beobachten, vor allem nach der Ernte, wenn viele junge Leute vom Lande hereinkommen und ihr sauer verdientes Geld schleunigst wieder los werden wollen. Aber — — es ist kein typisch argentinisches Leben. Buenos Aires bei Nacht ist wie jede Weltstadt, sein Leben und Halbwelttreiben ist da durch nichts von dem anderer Großstädte verschieden.

Gesellschaftlich ist Buenos Aires nicht so unbedingt kosmopolitisch, wie man geneigt wäre, anzunehmen. Die alte argentinische Gesellschaft wie die neuere, die verschiedenen Fremden-

kolonien, wie die französische, die englische und deutsche, hängen wohl lose zusammen, aber sie verkehren doch meistens unter sich. Eine gewisse Exklusivität ist ja auch bei dem raschen Wechsel der wirtschaftlichen Verhältnisse, der den Bauern von heute zum Reichen von morgen machen kann, sehr begreiflich. Bedauerlich für Buenos Aires, wie für Argentinien insgesamt, ist das Fehlen eines festen, soliden Mittelstandes. Die Verschmelzung der Bevölkerung ist noch eine zu oberflächliche, um dieses dem Staat so wesentliche Element hervorbringen zu können. Vielfach mag auch daran schuld sein, daß die meisten Neukommenden gar nicht damit rechnen, ihr Lebenlang drüben zu bleiben und daß sie auf diese Weise ihren Verkehr auf ihre Familie und ihre wenigen Berufs- und Arbeitsfreunde beschränken, ohne sich viel um die andern Angehörigen ihrer Gesellschaftsklasse zu kümmern. Im Laufe der Zeit, mit der allmählich eintretenden Festigung der wirtschaftlichen Verhältnisse und dank der einheitlichen Erziehung, die den Kindern in der Schule zuteil wird, tritt sicher auch die Bildung dieses von der Regierung so sehr erwünschten Elementes stark und gefestigt in Erscheinung.

Von der argentinischen Gesellschaft wird der Neuling zunächst wenig zu sehen bekommen. Das gesellschaftliche Leben spielt sich nicht so sehr in der Öffentlichkeit ab, wie bei uns. Der vornehme Argentiner geht nicht aus. Er verbringt seine Abende im Kreise seiner Familie oder im Klub. Die Besuchsstunden sind spät abends. Nur bei Vorstellungen im Stadttheater, beim Rennen oder beim Korso in der entzückenden Vorstadt Palermo, wird der Nichteingeführte Gelegenheit haben, argentinische Gesellschaft zu sehen. Er wird erstaunt sein über den wirklich vornehmen Zug, den diese

Gesellschaft hat, wie auch über den märchenhaften Reichtum, den ihre Frauen in Toiletten, Schmuck, Wagen und Pferden entfalten können. Da begreift er vielleicht die Sehnsucht der neueingewanderten Spanier und Italiener, zu dieser Gesellschaft gezählt zu werden, auch als „Distinguido", als vornehm zu gelten. Und wenn er einmal Gelegenheit hat, in einen der großen, vornehmen Klubs hineinzusehen, wie in den „Circulo de armas" oder in das wunderbare Haus des „Jokey-Klubs" mit seinen blendenden Räumen und seinem Onyxtreppenhaus, dann weiß er auch, daß die ganze Welt des Scheins von Buenos Aires doch auch einen festen, realen Kern des Seins hat. Hier sitzen die Männer, welche das Ideal der meisten Eingewanderten bilden; die, welche die wirtschaftliche und politische Macht in den Händen halten. Die Männer, welche Vermögen am Spieltisch verlieren oder ihren Frauen in Form von Schmuck und Kostbarkeiten um den schlanken Hals hängen oder an die zarten Finger stecken. Und doch sind so manche unter ihnen, die das nicht ererbt oder erspekuliert haben, sondern die unter geschickter Ausnutzung der Möglichkeiten hochgekommen sind. Mihanovich, der größte Reeder Argentiniens, der als Ruderknecht noch Passagiere ausbootete, Piccardo, dessen Firma die größte Tabakfirma Argentiniens ist, der als Portier sich mit Zigarettenfabrizieren einen Nebenverdienst verschaffte, und noch so mancher andere.

Diese Erkenntnis hat etwas sehr Beruhigendes für uns. Man fühlt, es gibt auch eine märchenhafte Wirklichkeit in Buenos Aires. Da lächelt man leichter über all die kleinen und großen Komödianten, die ihre Kräfte und ihr Leben der Eitelkeit des Scheines opfern können, und aus dem Bild der

wirklichen Gesellschaft zieht man Kraft und Selbstvertrauen für sich selbst. Denn es ist ja Wirklichkeit, was wir hier sehen, greifbare Wirklichkeit. An ihr rankt sich unsere junge Hoffnung in die Höhe. Wir sehen die Möglichkeit unserer goldensten Träume vor uns. Das gibt uns das Vertrauen, welches man drüben haben muß: das Vertrauen in das neue Heimatland und seine Möglichkeiten und ein eisernes, nicht zu erschütterndes Vertrauen in uns, unsere Kraft und unser Können. Und wenn der kurze Aufenthalt, den ja jeder Einwanderer in Buenos Aires durchmachen muß, es fertig bringt, mit all seinen Eindrücken dieses Gefühl in uns auszulösen, dann können wir beruhigt ins Innere gehen, dem Neuen und Unbekannten entgegen. Denn dann kennen wir ja unser Ziel und wissen, daß es erreichbar ist. Wissen den Weg, der zu ihm führt, wenn wir auch noch nicht sagen können, welche und wie viele Zwischenstationen wir berühren werden. Aber das eine wissen wir, daß es hauptsächlich auf uns allein ankommt, ob dieser Weg in kürzerer oder längerer Zeit durchlaufen wird; und was braucht ein Mann eigentlich noch mehr zu wissen, als daß er sein Glück in seinen eigenen Händen trägt?

Die silberne Dame. Ein Nachklang.

„La dama argentina", ich las es seinerzeit einmal, etwas gedankenlos, wie man die Titelblätter von Zeitschriften manchmal überfliegt, und ebenso zerstreut empfand ich zunächst nur die wörtlichste Übersetzung: „Die silberne Dame". An sich war das ja nicht falsch, aber es stimmte trotzdem nicht. Wenn „argentino" auch im Spanischen die Bedeutung von

„silbern" hat, so heißt es doch in der Hauptbedeutung unserer Zeit zunächst einmal „argentinisch".

Edler mag das Gold vielen dünken, wärmer und tiefer sein Klang, aber feiner, weicher, damenhafter ist doch das Silber.

Die argentinische Dame ist silbern, ihrem ganzen Wesen, ihrer ganzen Erscheinung nach. Fein und weich, edel und glänzend. Ein köstliches Prunkstück ihres Hauses. Die kostbarste Blüte ihrer Gesellschaft. Wie jene Silbersterne in den Alpen nur selten und nur in den höchsten Höhen vorkommen, so auch sie. Sie kann nur gedeihen in den alleroberſten Schichten, in jenen Kreisen, deren Reichtum schon Generationen alt ist, in jener Sphäre von Glanz und Reichtum, die nicht nur eine oberflächliche Zivilisation, sondern bereits eine wirkliche Kultur besitzt. Aber dort trifft man sie auch in entzückenden, hinreißenden Exemplaren. Dort sind die Frauen, die Schwestern, die Töchter jener Männer, die in ihren wohlgepflegten Händen die politischen Zügel des Landes halten, jener Männer, deren Erziehung halb englisch, halb französisch, deren Charakter großzügig-amerikanisch ist, jener Männer, deren Schafherden nach Hunderttausenden, deren Rinderherden nach Zehntausenden, deren Grundbesitz nach Hunderten von Quadratkilometern berechnet wird. Diese Männer begeistern sich nicht für den modernen Typ der Lady, sie schätzen nicht den Typ der geistreichen, deutschen Dame. Was sie von ihren Frauen verlangen, ist, daß sie Damen sind im alten Stile. Schön, bezaubernd, elegant, vornehm und weich. Vor ihnen liegen sie auf den Knien, um ihren schlanken Hals schlingen sie Perlenketten von märchenhafter Schönheit, an ihre Finger streifen sie Ringe, von denen jeder einzelne ein Vermögen wert ist. Bei Festvorstellungen im

großen Munizipaltheater von Buenos Aires kann man Damen sehen, welche über ihre Kostüme zarte Netze von Golddraht gestreift haben, in deren Maschen Hunderte von prachtvollen Brillanten funkeln, Damen, die Rubine und Smaragde an den Fingern tragen, um welche sie jede europäische Königin beneiden würde. Und sie verdienen es, geschmückt zu werden, denn der Schmuck ist ja dazu da, die Schönheit des Geschmückten zu betonen und zu erhöhen. Ihre kleinen, weißen Hände sind wie Meisterwerke Benvenuto Cellinis, ihre unwahrscheinlich kleinen Füße sind wie geschaffen dazu, um in zarten Seidenschuhen über dichte, tief einsinkende Teppiche zu schreiten. Ihr Körper ist grazil, wie der einer Eidechse, formvoll und von einer bezaubernden Gemessenheit in der Bewegung. Dunkel wölbt sich des Haares Aufbau über der weißen Stirn, wenn sie es nicht vorziehen, die Stirne selbst nach der französischen Mode zu verstecken. Hell und schmeichelnd, wie silberne Glocken, klingen ihre Stimmen an unser entzücktes Ohr, jene Stimmen, die so melodisch klingen, wie ihre klangreichen, spanischen Namen — Dolores, Remedios, Juanita.

Jubelnd begrüßt bei ihrer Geburt in jenem Land, das ärmer an Frauen denn an Männern ist, wird sie darauf erzogen, die Freude des Mannes und das Prunkstück seines Hauses zu sein. Stark französisch ist diese Erziehung und stark katholisch. Ihr Gehirn wird mit schweren Wissenschaften nicht überlastet. Zwei Dinge gibt es vor ihrer Verheiratung, die sie anbetet: Gott und Paris. Drei nach ihrer Verheiratung: ihren Mann, Gott und Paris. Ja, sie betet ihren Mann an, betet ihn an und läßt ihm eine Freiheit, wie sie uns fast unglaublich scheinen mag. Sie

geht in die Kirche und zu ihren Wohltätigkeitsveranstaltungen, fährt zum Korso nach Palermo und zeigt sich mit ihrem Mann beim Rennen; Rennplatz und Theater sind ja die einzigen Orte, wo Männer und Frauen der Gesellschaft zusammen öffentlich erscheinen. Ihre Jours sind Damenjours. Ein großer Teppich wird vor dem Hause ausgebreitet, er besagt: „Je suis chez moi!" Und über jenen Teppich schreiten dann die unwahrscheinlich kleinen Füße ihrer Freundinnen in französischen Lackschuhen, überweht von duftigen Spitzen und Seiden. Ein zarter Duft scheint selbst in der Straße noch zu schweben, ein zarter Duft von französischem Parfüm, von Puder und Schminke. Sie schminkt sich, nicht etwa, weil sie es nötig hätte, sondern weil sie das für unumgänglich notwendig hält. Warum? Wir schwerfälligen Männer suchen nach Gründen, die Dame tuts, weil sie es eben tut. —

So geht sie durchs Leben, durch ihres und durch das der andern: glänzend, vornehm, elegant und weich. Die Dame im alten Stile. Kein kaltes Schaustück des väterlichen oder eheherrlichen Reichtums. Nein, die verkörperte, in warmem Fleisch und heißem Blut verkörperte Schönheit, Anmut und Eleganz, die menschgewordene Güte und Zartsinnigkeit, vor der jene kühnen, rücksichtslosen Männer demütig die hohen Stirnen beugen, nach denen jene kraftvollen, Herrschergesten gewohnten Hände greifen, nicht um sie beutegierig an sich zu reißen, sondern um sie hoch hinaus zu heben über den Alltag mit seinen Sorgen und seinem Schmutz, hoch hinauf, auf jenes Piedestal von Reichtum und Glanz, in jene Sphäre von Pracht, Eleganz und Sorglosigkeit, wo sie dahinschweben kann, ein Entzücken der Kenner, wie jene alten, feinen, silbergebosselten Figuren, die unter schützendem Glas über dunkel-

rote Samtteppiche schweben und im Schattenspiel der Dämmerung ein seltsames Leben bekommen.

3. Kapitel.

Vom Silber„land“ und seinen Bewohnern.

„El Campo“ — das Land im Gegensatz zur Stadt — mit einer Mischung von Sehnsucht und Herablassung, Respekt und ein bißchen großstädtischem Entsetzen, spricht der Städter dieses Wort aus. El campo — der Urquell allen argentinischen Reichtums, der unausgesprochene oder ausgesprochene Wunsch aller, nicht etwa um es zu bebauen und am „Busen der Natur“ zu leben, sondern um Einkünfte daraus zu ziehen oder damit zu spekulieren. El campo — jene ungeheuren, grenzenlosen Ebenen, wo die Vermögen noch im Schweiße des Angesichts gemacht werden, wo man mit der Sonne aufsteht und schlafen geht, wo das Leben zwar gesund, aber auch rauh und primitiv ist, wo man weder Lackschuh, noch seidene Strümpfe trägt, aber dafür Messer und Revolver im Gürtel. El campo — das Ziel aller derer, die es zu etwas bringen wollen und nicht das Glück oder Unglück haben, zu irgendeiner der einflußreichen Cliquen in der Hauptstadt zu gehören. El campo — die unscheinbare Muschel, welche die schimmernde Perle Buenos Aires hervorgebracht hat. Arbeiten und verdienen, das ist der ewige Pendelschlag des Landlebens. Amüsieren kann man sich in Buenos Aires, das Land ist da, um Geld zu verdienen. Der elegante, gerissene, ewig spekulierende Porteno mit seinen großen Worten und seinen großen Gesten, er entspricht der Stadt,

die ihn geboren. Der schwerfälligere Campecino, dessen Augen ruhig und stark aus dem dunkelbraun gebrannten Gesicht blicken, dessen grobe Hände von den Mosquitos zerstochen sind und in dessen Züge der Wind frühzeitige Falten gegraben hat, er entspricht dem Land, dessen Sohn oder Adoptivsohn er ist, dem Land mit seiner Ruhe, seiner Stärke und seiner Einfachheit. Die Symbole des argentinischen Landes sind die Wassermühle und der Drahtzaun, die beiden Hauptgrundlagen seiner Bebauung. Etwa sechzig Jahre sind es her, daß die Herausgabe der Besitztitel für Ländereien von der Umzäumung der letzteren abhängig gemacht worden ist. Mancher mag lächeln darüber, aber der Präsident Sarmiento wußte wohl, was er tat. Erst die Umzäumung garantierte den Schutz des Anbaus gegen wildschweifende Herden, erst durch sie wurde die Entwicklung Argentiniens zum Getreideland möglich. Stundenlang begleiten uns die Drahtzäune rechts und links der Bahn, und über die weite Ebene, die nur gelegentlich von Wohnstätten oder Baumgruppen belebt wird, schweift der Blick, um sich fern im Horizont zu verlieren. Einsam macht diese Ebene, verschlossen und nachdenklich. Und wir finden diese Züge auch bei den Bewohnern. Anders ist's natürlich überall, wo Ackerbaukolonien sind. Dort sind die Besitztümer kleiner, die Dörfer zahlreicher, die Menschen auch geselliger, gesprächiger als da, wo ein Nachbar vom andern stundenweit entfernt wohnt. Das Pueblo — Dorf — entwickelt natürlich manchmal in grotesken Formen die Typen von Buenos Aires. Und so finden wir in den Dörfern bereits eine gewisse Gruppierung der Gesellschaftskreise, wie wir sie sonst im Lande weniger treffen. Die Nationalität spielt auf dem Lande keine große Rolle.

Nirgends könnte man sagen, daß sich einzelne Stämme besonders durchgesetzt hätten, obwohl geschlossene Kolonien von Deutschen, Schweizern und auch Juden nicht fehlen. Dagegen finden wir eine ziemlich starke Scheidung der Nationalitäten im Erwerbsleben. Der Italiener stellt das größte Kontingent an Erntearbeitern, ebenso an landwirtschaftlichen Pächtern und an Geschäftsleuten. Nach ihm kommt in denselben Zweigen der Spanier, während sich sowohl die Einheimischen wie die germanischen Einwanderer mehr darauf beschränken, als Besitzer, landwirtschaftliche Arbeiter und Handwerker ihr Brot zu verdienen. Die äußerst rentable Almacen- und Bolichenwirtschaft bleibt dem romanischen und eventuell noch syrischen Geschäftsgeist überlassen. Der Italiener ist eigentlich bei der Regierung nicht beliebt. Als Erntearbeiter ist er glänzend. Wohl kaum ein Europäer kann diese schwere Arbeit so gut bewältigen wie er, die Basken vielleicht ausgenommen.

Vom frühen Morgen bis spät in den Abend hinein in glühender Hitze arbeiten, mit kurzen Eßpausen sich hinlegen, um beim Morgengrauen wieder auf zu sein —

Aus einem gepachteten Stück Land unter brutalster Ausnützung seiner Familie, seiner Knechte und seines Bodens, mit möglichst wenig Aufwand möglichst viel herausholen —

Pesos auf Pesos zu häufen und dann eines Tages mit Kind und Kegel das Land verlassen, das ihn vermögend machte und seine Kinder groß zog — keiner kann das wie der Italiener. Er ist der Typ des Ausbeuters, er kultiviert den Boden nicht, er treibt Raubbau mit ihm. Der Spanier ist ihm in vielen Beziehungen ähnlich, wenigstens was das Geld-nach-Hause-Senden anbelangt. Millionen und aber

Millionen von Pesos gehen alljährlich von Argentinien nach Spanien, Abermillionen, die sich aus lauter kleinen Posten von ein paar hundert Pesos zusammensetzen. Wo das italienische Element in einer Gegend überwiegt, da wird viel gearbeitet und viel gespart. Überwiegt dagegen, wie zum Beispiel in den großen Viehprovinzen, in den südlichen und westlichen Territorien, das einheimische Element, da wird das Leben leichter genommen, das Geld rollt, und damit wird auch die Existenz Vieler erleichtert oder möglich gemacht. „Leben und leben lassen", sagt der Argentinier. „Geld verdienen", sagen Italiener und Spanier, „ansiedeln" ist gewöhnlich der Traum des Germanen. Und so läßt sichs leicht verstehen, daß die germanische Einwanderung der Regierung sympathischer ist als die romanische. Auf der andern Seite wird man auch verstehen, warum sich so wenige Germanen auf das Campkaufmannsgeschäft geworfen haben. Es liegt uns nicht, dazu sind die anderen weit besser veranlagt. Billig einzukaufen und teuer zu verkaufen, das verstehen die Italiener gründlich. Ich habe sie oft angestaunt, mit welchem Brustton der ehrlichsten Überzeugung, mit welcher sittlichen Entrüstung sie ihre Preise verteidigten, mit welchem Aufwand von Worten, Mienen und Gesten sie ihre Kunden betäubten, mit welcher Zähigkeit sie handeln konnten. In dieser Beziehung sind ihnen nur die ziemlich zahlreichen Syrer — christliche Syrer, welche durch ottomanische Willkür und Grausamkeit vertrieben wurden — ebenbürtig. Sie stellen an Geschäftstüchtigkeit, Raffinement und Gaunerei den erlesensten Typ dar, den ich kennen gelernt habe. Ihre weichen, eleganten Bewegungen scheinen die Kunden zu umgarnen, ihre einschmeichelnden, etwas verschleierten Stimmen wirken

besänftigend und eindringlich-überredend, ihre dunkellodernden Augen faszinieren — es ist wirklich schwer, von einem Syrer loszukommen, der einem etwas verkaufen will oder der sich in den Kopf gesetzt hat, einem etwas abzukaufen. Einen Vorzug findet man ja nach einem längeren Verkehr mit ihnen heraus. Sie machen einen aufmerksam, wenn sie ihren größten Coup zu führen gedenken. Das geschieht mit den Worten: „Sprechen wir offen!" Sobald das einmal gesagt worden ist, weiß der Kundige sofort: „Jetzt paß auf, wenn du noch nie im Leben angelogen worden bist, jetzt wirst du es ganz sicher."

Man darf sich Schank- und Kramladengeschäft nicht nach deutschen Begriffen vorstellen. So ein richtiger Almacen hat alles. Kleider, Schuhe, Eßwaren, Mehl, Hülsenfrüchte, Reitzeuge, Waffen, Munition, Ersatzteile, Wein, Bier, Tabak, Zigaretten, Seifen, Parfüms, Samen, Wagenschmiere, Petroleum — was der Campacino braucht, ist da. Die Waren werden auf laufenden Kredit geliefert, wenigstens an Grundbesitzende. Sonntagsruhe gibt es höchstens am Nachmittag und in vielen Gegenden nicht einmal dann, denn gerade am Sonntag kommen die Leute von draußen und wollen einkaufen. Sonntagsruhe, Achtstundentag — sie mögen drüben schön gelacht haben, als sie es lasen. Wenn Arbeit da ist, wird gearbeitet, im Sommer mehr, im Winter weniger und damit basta . . Denn man ist ja zum Geldverdienen da, nicht zum Amüsement.

Neben einem großen Almacen bestehen aber immer noch einige kleinere, wie auch neben jedem „Hotel" eine Anzahl von Schänken existieren kann. Das kommt natürlich ganz auf Dichtigkeit und Reichtum der Bevölkerung oder auf die Größe des Durchgangsverkehrs an.

Der große Almacenero ist eine gewichtige Persönlichkeit, weitaus wichtiger als der Richter, der Polizeikommissar und sonstige Behörden. Er ist die wirtschaftliche Macht, er verkörpert das Kapital. Er hat nichts Silbernes an sich, aber er ist ein Geldmann. Unter seinen profanen Griffen, unter dem listigen Blick seiner Augen wandelt sich der Begriff „argentino" rasch vom romantisch klingenden „silbern" in das moderne und ordinärere „Geld". — Aber er steht mit seinen Füßen fest auf dem Boden der Wirklichkeit, seine Hände wissen zuzugreifen und festzuhalten. Und wenn nicht er, so wird wenigstens einer seiner Söhne oder Enkel mit nachlässiger Eleganz durch jene Treppenhäuser schreiten, die mit Onyx geschmückt sind, an gallonierten, sich tief verbeugenden Dienern vorbei, um in den Kreis derer einzutreten, welche die wirtschaftliche und damit politische Macht des Landes in der Hand halten.

Verlassen wir den großen Almacen, und bummeln wir ein Stückchen durch die Niederlassung! Fast immer das gleiche Bild! Kleine ebenerdige Häuser, meist ziemlich schmucklos, manchmal mit kleinen Vorgärten, in den älteren Niederlassungen auch kleinere Anlagen, Alleen usw. Vergessen wir nicht, daß wir auf dem Lande sind, wo man auf Schmuck nicht besonders viel Wert legt, weder bei Häusern, noch bei Menschen. Gehen wir hinüber zum Hotel und trinken die unvermeidliche Copa Vermouth, und betrachten wir die verschiedenen Ankömmlinge, so werden wir obiges bestätigt finden. Die Arbeitenden und die Besitzer treffen sich in ein und demselben Raum, wenn sie auch nicht gerade am selben Tisch sitzen. Die ersteren in der langen, spanischen Pluderhose, um den Hals ein leuchtendes Tuch geschlungen, um

die Hüften den breiten Ledergürtel, der Messer und Revolver trägt und auf seiner Innenseite Taschen für Geld und Papier. Die Füße stecken in Alpargatas, bastgeflochtenen, absatzlosen Schuhen, die mit farbenfrohen Bändern befestigt werden, oder in kurzschäftigen Lederstiefeln, in welchen der untere Teil der Pluderhose verschwindet. Sind wir in einer „Viehgegend", vervollständigen gewaltige Sporen die Ausrüstung. An einem kleinen Riemen hängt vom Handgelenk die schwere, kurzstielige Reitpeitsche, die in ihrem Aussehen eine unangenehme Ähnlichkeit mit einer Knute hat, nur daß ihr Riemen breit und flach ist. Schmucklos ist der ganze Mann, braun das Gesicht, Haar und Bart gewöhnlich nicht gut gepflegt, außer an Sonntagen, aber er zeichnet sich durch ein ruhiges Auftreten und gewinnende Höflichkeit gegen Fremde aus. Gleichgültig, welcher Nationalität er angehört, hat er sich schon die äußeren Verkehrsformen des Argentiniers angewöhnt, und nur in seiner Art zu sprechen, in seinem Dialekt, in seinem Gestenspiel können wir erkennen, wo sein eigentliches Vaterland ist. Acriollado — zum Criollo geworden — sagt man dafür. Die Besitzenden, vor allem die Jüngeren, tauschen die landesübliche Kleidung gern gegen englischen Stil, nur den breitrandigen Hut behalten auch sie gerne bei, denn er ist praktisch und elegant zugleich. Das Gespräch schwingt über alles mögliche, dazu krächzt ein Grammophon und klappern die Billardkugeln, beides unvermeidliche Erscheinungen in einem besseren Hotel. Draußen in der Sonne, an Pfosten angebunden, warten leichte, zweirädrige Sulkys, das beliebteste Personenfahrzeug auf dem Lande, stehen die Reitpferde mit tiefgesenkten Köpfen und harren ihrer Herrn. Die äußere Erscheinung der Pferde enttäuscht im allgemeinen

schwer. Nach unserm Begriff sind sie beinahe häßlich: große Köpfe, verhältnismäßig langer Rücken, steil in den Schultern, oft auch unschön in der Farbe, sehen sie gar nicht aus, als wenn sie die Tiere eines großen Reitervolkes wären. Und doch sind sie es. Ausdauernd sind sie und zäh, durch die gewöhnlich ziemlich barbarische Zureitung vollkommenes Werkzeug in den Händen ihres Reiters. Man muß ausdrücklich sagen „in den Händen", denn der Argentinier reitet mit Zügel und Peitsche, Schenkelarbeit ist ihm unbekannt und mit seinem Sattel auch ganz unmöglich. Man sitzt wunderschön auf solch einem argentinischen Sattel, aber wenn man gewohnt ist, europäisch zu reiten, kommt man sich zuerst ziemlich gottverlassen darin vor. Auf den Rücken des Tieres wird zuerst eine leichte Decke gelegt. Darüber breitet man ein Pauschenwerk, dessen Pauschen rechts und links der Lenden laufen, über diese Pauschen wird nochmals eine Decke gelegt, mit einem breiten Gurt gehalten und darüber ein dichtwolliges Schaffell oder eine dritte Decke, die nochmals gegurtet wird. Man kann sich denken, daß man auf diesem viereckigen Sitz sehr weich und behaglich sitzt, aber von einem Schenkelanlegen nicht die Rede sein kann. Die Knie sind nach auswärts gedreht, die Fußspitzen stecken in unwahrscheinlich kleinen Steigbügeln. Schon das Auf- und Absitzen des argentinischen Reiters verrät uns seine Art, zu reiten. Er steigt nicht auf, sondern er würgt sich ohne Bügelhilfe in den Sattel; ein klatschender Schlag mit der Peitsche, das Pferd fällt in Galopp, und die Reise geht dahin. Traben wird nicht geschätzt. Wegen ihrer steilen Schultern eignen sich die Pferde auch schlecht dazu. Dagegen gehen sie unermüdlich einen angenehmen, kurzen Galopp, und der

Wechsel zwischen diesem und einfachem Schritt ist die gewöhnliche Art, zu Pferde zu reisen. Will der Reiter nach rechts, wird nicht etwa der Kopf gestellt und Schenkelhilfe gegeben, sondern die Hand preßt den Kopf des Pferdes durch Anlegen des linken Zügels in die gewünschte Richtung. Ein Spornstich oder ein Schlag mit der Peitsche hilft gelegentlich nach. Aber die Leute sind sicher im Sattel, und es ist ein hervorragendes Schauspiel, ihnen beim Einlassieren von Rindern und Pferden zuzusehen. Es ist selbstverständlich, daß die Leute bei ihrem schlechten Schluß häufig zu Fall kommen. Das Merkwürdige daran ist nur, daß sie sich selten dabei etwas tun. Es ist vielleicht die große Kunst, richtig zu fallen, die sie besonders gelernt haben. In den älteren Provinzen, auf den großen Estancias, gibt es natürlich europäisches Vollblut und Halbblut, aber der Durchschnitt der Pferde auf dem Lande ist unedel.

Da nähert sich eine kleine Gruppe dem „Hotel". Der Friedensrichter, der Polizeikommissar und ein paar andere. Die würdigen Vertreter der staatlichen Obrigkeit wollen auch ihre Copa trinken. Eine freundliche, überaus höfliche Begrüßung erfolgt. Von seiten der Besitzenden wird eine gewisse liebenswürdige Herablassung, von seiten der anderen ein gewisser Respekt hineingelegt. Die Behörden sind kärglich bezahlt. Sie haben ihre freie Dienstwohnung und einen Gehalt, der etwa dem eines Commis entspricht. Harry Joe meinte immer, das sei gar nicht anders möglich. In England würden die Beamten gut bezahlt, um sie nicht in Versuchung zu führen. In Deutschland bezahle man sie schlecht, weil man sich auf ihr Ehrgefühl verlassen könne, und in Argentinien gehe man anscheinend von der Anschauung aus, daß

ein Beamter immer seine Nebenquellen habe, sodaß ein Staatsgehalt immer nur eine Basis, aber nie einen Lebensunterhalt darstellen könne. Es wird nicht bestochen in Argentinien, der Ausdruck lautet: „sich arreglieren", und das fällt dem Besitzenden natürlich leichter als dem Ärmeren. Unter der Landbevölkerung im allgemeinen sind die Behörden nicht beliebt. Man stellt sich mit ihnen gut, hilft ihnen aber nicht und freut sich, wenn sie sich blamieren. Ihre Tätigkeit wird im großen ganzen als ein ekelhafter Eingriff in die persönliche Freiheit des einzelnen aufgefaßt. In den Dörfern selbst sind die Polizeivorschriften streng, Waffen dürfen nicht offensichtlich getragen werden, weswegen der Revolver und das Messer gewöhnlich rückwärts unter dem Jacket verborgen sind. Bei Verhaftungen geht es ähnlich wie in Buenos Aires: Geldstrafen, Zeitverlust und Abschied von den Waffen auf Nimmerwiedersehen. Andererseits wird jedem klar sein, daß eine starke Hand notwendig ist, wo soviel Abenteurer im guten wie schlechten Sinne ihren Weg zu machen suchen. Und im Verhältnis zur Ausdehnung des Landes, zu dem spärlichen Budget und der geringen Beamtenzahl muß man die Sicherheit in den bewohnteren Gegenden als eine leidlich gute betrachten.

Der Criollo des Landes? Wie er aussieht, wie er ist? Schaut dort hinauf, die Straße entlang. Seht ihr ihn einreiten in leichtem Zotteltrab (denn kein Caballero rast im Galopp durchs Dorf)? Seht hin, dort kommt er, würdevoll und selbstbewußt und doch nicht pompös und auffallend, wie es vielleicht ein Europäer täte. Heute hat er vielleicht seinen Dienst als Knecht gekündigt oder hat seinen freien Tag. Und nun ist er ganz der Kavalier des Landes, nichts

Proletarierhaftes haftet ihm an. Die ganzen vergessenen Träume unserer Jugend steigen wieder vor uns auf: das ist die Gestalt, die uns vorschwebte, die unser Auge suchte und die wir solange nicht finden konnten.

Der silberne Reiter.

Langsam nähert er sich dem Hotel, die linke Hand hält den Zügel, die rechte stemmt die Reitpeitsche mit einer imperatorenhaften Geste auf das Knie. Silberbeschlagene Zügel, silberne Steigbügel, die statt Lederriemen von silbernen Stangen gehalten werden, silberbeschlagen der schwere Griff der Peitsche, silberne Sporen und silbern das breite Schloß am Gürtel, silbern der Griff des breiten Messers — — was irgendwie geht, ist mit Silber beschlagen. Auf der einen Seite des Pferdes hängt zusammengerollt der Lasso, auf der anderen die Schleuderkugeln, seinen Poncho trägt er mit in den Sattel geschnallt oder um den Körper geschlungen, über dem seidenen Halstuch leuchtet ein dunkles, scharfgeschnittenes Gesicht mit kühn blickenden, dunklen Augen, in denen bei den Indios manchmal ein Gemisch von Melancholie und Grausamkeit glänzt, wie es absterbenden Völkern eigentümlich ist. Der breitrandige Hut verbirgt straffes, fast blauschwarzes Haar, der Schnurrbart ist meistens wohlgepflegt, wenn auch etwas dünn. Über seinem Gesicht liegt eherne Ruhe, die durch nichts bewegt wird. Nur wenn er einen Bekannten grüßt, erhellt ein fast kindlich frohes Lächeln die ernsten Züge und läßt zwei Reihen glänzend schöner Zähne sehen. So naht er, steigt ab und betritt würdevoll das Hotel, um seine Bekannten zu begrüßen. — Draußen bei der Arbeit sieht er ganz anders aus. Da trägt er natürlich

das schlechteste am Leib, aber sein Auftreten hat trotzdem das Kavaliermäßige, das wir auch jetzt an ihm beobachten. Ernst und höflich im Verkehr mit seinem Herrn, erwartet er dieselbe Behandlung für sich selbst. Auf Anschreien reagiert er nicht oder mit der Kündigung. Skandal hat man selten mit ihm, höchstens wenn er betrunken ist. Aber das macht er ja gewöhnlich im Dorfe ab. Dort ist er geschätzt und gefürchtet zugleich. Er ist ein heiterer, freigebiger Zecher, aber wehe, wenn der Alkohol sein Gehirn benebelt oder Eifersucht und Haß die schlummernden, bösen Instinkte in ihm wecken. Aber auch inmitten der höchsten Erregung wird er nicht ordinär, schimpft nie in gemeinen Ausdrücken, wie der Italiener und Spanier, er wird auch nie auf den Gegner losstürzen, sondern ihm immer formell die Forderung ins Gesicht schleudern: „auf die Straße hinauszukommen". Das ist eine Rücksichtnahme auf den Wirt, denn für den Skandal im Hause ist der Besitzer verantwortlich, für den Skandal auf der Straße hingegen die Polizei. Ein interessierter Kreis von Zuschauern bildet sich, und der Kampf beginnt. Der Poncho wird um den linken Arm gewickelt, um Hieb und Stich abzufangen. Das jataganartige Messer in der Rechten, den Körper stark vorgebeugt, umkreisen sich die Gegner unter ständigem Fuchteln, um Hieb oder Stich anzubringen. Der Argentinier ficht mehr auf Hieb, wie ja auch sein Messer breit und geschliffen ist, während der Chilene den langen, spitzen Dolch bevorzugt. Es gibt noch eine schwerere Art des Zweikampfs, in welcher die beiden Gegner die linken Füße aneinanderstellen und so eigentlich Mann an Mann fechten. Die letztere Art ist blutiger, die erstere interessanter. Sieht man die geschmeidigen Gestalten, die leuchtenden Augen

und die blitzenden Messer und oft das Lächeln, das über das Gesicht eines der Kämpfenden fliegt, wenn er besonders geschickt geschlagen oder pariert hat, so vergißt man ganz, daß es um Leben und Tod gehen kann. Endigt das Duell mit dem Fall eines Gegners, so besteigt der Sieger sein Pferd und reitet weg, ohne im geringsten belästigt zu werden. Erst wenn er außer Sichtweite ist, wird die Polizei benachrichtigt. Finden wird sie ihn selten, denn die Leute halten zusammen und wehren sich gegen die Polizei auf eine passive Art, die jener das Arbeiten sehr erschwert. Wie gang und gäbe solche Duelle übrigens sind, konnte ich gelegentlich einer Personalienfeststellung der Knechte eines Betriebs einmal beobachten. Unter den sechzig Knechten aus allen möglichen Gegenden gaben achtundfünfzig als besondere Kennzeichen „Hachazos" — Messerhiebe an. Es gibt gefürchtete Helden unter ihnen, deren Name weit bekannt ist. Allerdings der Typ des Gaucho, der die Indianer bekämpft, wie ihn Martin Fierro noch darstellte, ist ausgestorben. Martin Fierro war der richtige alte Gaucho, der Indianerbekämpfer, der Meister auf der Guitarre, einer der volkstümlichsten Sänger und Dichter des Landvolkes. Aber Erscheinungen wie er passen nicht mehr in die Zeit der Arbeit und Zivilisation. Mit den Indianern hat General Roca aufgeräumt, seine Kanonen und Gewehre waren wirkungsvoller als Lanze und Messer der alten Gauchos. Aber die Tradition als Sänger ist dem Gaucho geblieben. Viele von ihnen handhaben das Instrument meisterhaft, und zu dem brausenden, schwirrenden Klang der Saiten singen sie seltsame Lieder von der „guten Mutter" und der „süßen Liebsten", deren Auge ihre Seele bewegt wie der Mond die Wasser des Meeres, vom Ombú,

dem einsamen Baum in der endlosen Pampa, der geisterbewohnt ist, von ihrem Pferd, dem Teuersten, was sie haben und ihren eigenen Heldentaten. Hübsch ist es, mit ihnen auf der Reise draußen am Feuer zu sitzen unter flüsternden Weiden und ihren Gesängen zu lauschen, die alle etwas melancholisch klingen, und hinaufzusehen zum samtschwarzen Himmel, an dem Myriaden von Weltenfeuern lodern, während der Wind kommt von den Bergen wie ein Bote aus fernen Landen und uns die traumheißen Stirnen kühlt. Da ist noch Romantik und Poesie, da und in ihren Erzählungen. Stundenlang kann man mit ihnen reiten, ohne daß sie ein Wort reden, und dann wieder erschließt sich ein Quell der Unterhaltung, alte Legenden, eigene Erfahrungen, Christentum und Heidentum wuchern wild durcheinander, und wir lauschen, zuerst vielleicht etwas spöttisch erstaunt und dann wieder fasziniert all dem Seltsamen, was uns, von ihnen gewollt oder ungewollt, aus ihren Reden entgegenklingt. Wir staunen, wenn wir sie kaltblütig, ja lächelnd, inmitten der größten Gefahr sehen und sie dann wieder nicht bewegen können, an irgendeinem Platz, unter irgendeinem Baum zu rasten, den sie für geisterbewohnt erklären. Manchmal ist's uns, als wären die alten Indianergötter lebendig geworden, die wir auf den Tempelruinen Perus und Mexikos finden, und ritten neben uns einher. — Echte Söhne ihres Landes, sind sie gastfrei bis zum äußersten, hilfsbereit bei jeder Gelegenheit. Wie ihre Augen auf unheimliche Entfernungen sehen können, so hält ihr Gedächtnis ein Gesicht auch nach flüchtiger Begegnung durch Jahre hindurch fest. Spekulationssucht ist ihnen fremd, arbeiten und behaglich genießen, ihr Ideal. Sind sie selbständige Besitzer, so ver-

walten sie ihren Besitz, wie's der Vater auch getan hat, ohne Neuerungen, im alten Stil. Daß sie für Pferde und Pferderennen besonders viel übrig haben, ist wohl selbstverständlich. Die Art, wie diese an sich doch rauhen und harten Gesellen den Frauen entgegenkommen, wirkt oft rührend ob ihrer Feinheit und Zuvorkommenheit. — Auch sie werden mit der Zeit verschwinden; wie der Gaucho verschwunden ist, so wird auch der silberne Reiter dahingehen. Er wird mehr und mehr aufgesogen werden von der einwandernden Bevölkerung, welche die Arbeit und die Zivilisation bringt. Von jener Bevölkerung, deren Ideal das Geldverdienen ist und die nichts darauf gibt, ein silbergeschmücktes Roß zu haben, Duelle zu fechten und beim Wein oder am Feuer melancholisch-sentimentale Lieder zur Gitarre zu singen. Und wie die letzten wilden Indios dahingegangen sind, wie der letzte Gaucho verschwunden ist, sang- und klanglos, so wird auch der letzte silberne Reiter eines Tages gegen Westen ziehen, in jene Täler, die noch fern der Kultur liegen, und spätere Generationen werden vergeblich das Land durchstreifen, um ihn zu finden.

4. Kapitel.

Der silberne Weg.

(Ein Monolog.)

Harry Joe lag mir gegenüber auf der Veranda in einem easy chair. Langsam und mit Genuß rauchte er seine Pfeife, und über sein scharfgeschnittenes, etwas eckiges Amerikanergesicht zog manchmal ein leises, verschmitztes Lächeln, wie

es Menschen häufig haben, die sich nachträglich noch über ein gutes Geschäft freuen. Und Harry Joe hatte immer gute Geschäfte gemacht. Trotz seiner zwanzig Jahre konnte er bereits auf eine hübsche Carrière und ein ansehnliches Bankkonto blicken, und keiner hätte von ihm vermutet, daß er etwa anderthalb Jahrzehnte früher als Streichholzverkäufer mit anderen Jungen zusammen seinen Kampf ums Dasein begonnen hatte. Was er eigentlich war? Nach deutschen Begriffen nichts, nach amerikanischen „smart", nach argentinischen „muy vivo" (sehr lebendig). Er kaufte und verkaufte Vieh, Pelze und Häute, handelte mit Waffen, Maschinen, kurierte kranke Pferde, defekte Motoren, baute Kanäle, entdeckte Minen, hatte ab und zu ein fliegendes Kontor für allerhand Schreib- und Buchführungsarbeiten, kurz, er machte eben alles. Sein Maxime war „Immer das Nächstliegende", wobei er langsam hinzuzusetzen pflegte: „Und das Nächstliegende ist natürlich, Geld zu verdienen". Als echter Nordamerikaner hatte er eine ungeheure Vorliebe für Kaugummi und systematisches Denken, und da wir gerade einen Schub europäischer Erntearbeiter bekommen hatten, fing er in seiner üblichen Weise zu monologisieren an.

„Die Leute kommen hierher, um Geld zu verdienen, und alle haben diese merkwürdige europäische Ansicht, man verdiene Geld am leichtesten und sichersten mit der Arbeit. Ihr könnt in Deutschland wunderbare Systeme aufbauen, aber praktisch-wirtschaftlich denken hat der Mann aus dem Volk bei euch noch nicht gelernt. Ihr seid zwar schon dahinter gekommen, daß man damit Geld verdient, wenn man die Bedürfnisse anderer Leute deckt, und ihr habt sehr logisch geschlossen, daß die ganze Welt Brot braucht und daher mit

der Erzeugung von Getreide usw. Geld zu verdienen ist. Wer braucht aber das Brot? Ihr sagt „die Welt", und ich sage „die Menschen". Für den hungrigen Menschen ist das Brot Augenblicksbedürfnis; für den Markt kann es eventuell gleichgültig sein, ob er mein Korn einen Tag länger oder kürzer behält. Wer glaubst du, das im Verhältnis am meisten verdient? Der Bauer? Der Kornhändler? Der Müller? Oder der Bäcker? Sieh einmal nach, und du wirst finden, daß im Verhältnis zum eingelegten Kapital und zur geleisteten Arbeit der Bäcker das meiste verdient. Er ist der Mann, der das Augenblicksbedürfnis befriedigt. Und das sollten sich die Einwanderer auch sagen. — Ich hatte vor Jahren einmal, wie ich noch ganz jung hier war, die Wahl, als Erntearbeiter in die Pampa zu gehen, wo großer Leutemangel war. Da las ich in der Zeitung, daß die Regierung sogar die Leute aus dem Chubut heraufziehe, um die Ernten einzubringen, und daß deswegen die Gefahr bestehe, daß die Schurkosten für die patagonische Wolle sehr hoch würden. Tausend andere sind in die Pampa gegangen und haben sicher gut verdient; ich bin nach Patagonien hinunter und habe sicher weitaus besser verdient. Die Leute denken hier immer an „Hocharbeiten"; wenn ich das Wort höre, schüttelt mich's. Es liegt soviel Mühe und Schweiß darin, die nach meinem Empfinden umsonst geopfert werden. Aber weißt du, was daran schuld ist? Das „gute Beispiel". Da haben die Leute von einem gehört, der, meinetwegen vor zehn Jahren nach hier kam, und sich „hochgearbeitet" hat. Und da wollen sie alle dasselbe. Sie überlegen nicht, ob der Weg überhaupt noch gangbar ist, der vor zehn Jahren offen war oder ob er nicht vielleicht schon derartig ausgetreten ist, daß es

sich nicht mehr rentiert, ihn zu gehen, übersehen ganz, daß sich die Verhältnisse in dieser jungen Republik fabelhaft rasch ändern. Schau, vor ein paar Jahren war die große Heuknappheit in Buenos Aires. Das Heu stieg rapid im Preise, und keiner konnte etwas bekommen. Da kam unten aus dem Süden ein junger Mann. Er kam aus einer Gegend, die mit künstlicher Bewässerung arbeitet und nicht unter der Dürre zu leiden hatte. Fuhr nach Hause, steckte sein bißchen Geld und seinen ganzen Kredit in das Heugeschäft, und in ein paar Monaten hat er sein Schäfchen ins Trockene gebracht. Es war ein Konjunkturgeschäft, ein Augenblicksbedürfnis, es galt, den Weg zu schaffen, der den Bedürftigen mit dem Besitzenden verband. Dieser Weg ist mit Silber gepflastert. Und so gibts hundert und tausend Fälle. Nicht nur arbeiten, sondern beobachten und denken, das ist die einzige Möglichkeit, wirklich zu verdienen. Es gibt kaum eine Sache auf der Welt, die nicht irgendwo einen sehr guten Preis hätte. Und es gibt überall Leute, die sich für irgendeine Sache interessieren würden, wenn sie sie kennten. Diese Bekanntschaft muß vermittelt werden. Aber daran denken die Leute nicht, sie glauben immer, der silberne Weg ziehe sich wie ein leuchtendes Stromband durch eine Landschaft, schon von weitem für alle erkennbar. Er ist oft unscheinbar an der Oberfläche, aber diese macht es auch nicht aus, sondern der Gehalt. — Ich kaufte in Patagonien Fuchsfelle für 5 Schillinge, die in London zwei Monate später 25 erzielten. Ich habe Felldecken ungegerbt nach Leipzig geschickt, habe sie gerben und füttern lassen und sie in Patagonien mit Leichtigkeit wieder für den vierfachen Preis abgesetzt. Ich habe an jeder einzelnen glatt 200% verdient.

Wenn ich in die Kordilleren reite, komme ich fast immer ohne Revolver zurück, immer wieder findet sich ein Käufer, der sich in meine Waffe verliebt. Und was für Preise bezahlen die Leute! Es ist eigenartig, wie wenig der Mensch aufs Geld sieht, wenn er etwas haben will und es schwer zu haben ist. Und mit jeder Tätigkeit ist es genau so. Es gibt nur wenig Vorgänge auf der Welt, die man bei aufmerksamer Beobachtung nicht erfassen könnte. Wenn mich heute einer fragte, womit er rasch Geld verdienen kann, würde ich ihm sagen, er soll die Augen aufmachen. Denn nur, was man selbst findet, kann man selbst ausbeuten. Sobald man geschoben wird, ist man hilflos, wenn die treibende Kraft aufhört. Das einzige, was man den Leuten sagen kann, ist: je weiter du von Buenos Aires wegkommst, desto rauher wird das Leben, desto geringer die Konkurrenz, desto größer die Wahrscheinlichkeit des guten Verdienstes. Geh' irgendwohin, wo etwas los ist, wo Minen gefunden worden sind, wo Eisenbahnen gebaut werden, wo Kolonien angelegt werden — — wo Menschen neu zusammenströmen. Dort entstehen die vielen Bedürfnisse und die vielen Möglichkeiten. Da ist es gleichgültig, in welchem Beruf und in welcher Branche man arbeitet. Dem anderen helfen, dem anderen Arbeit ersparen, den anderen der Mühe des Nachdenkens entheben, das ist der Weg, der sich bezahlt macht. Die Leute reden so oft von guten und von bösen Menschen. Man kann mit ihren Tugenden nichts verdienen und mit ihren Lastern nur sehr wenig. Das Rentabelste am Menschen sind seine alltäglichen Schwächen, die Bequemlichkeit, die Denkfaulheit, in gewissem Sinne auch die Eitelkeit und vor allem sein großer Mangel an Selbstvertrauen. Wenn man

diesen Schwächen entgegenkommt, kann man eine Gegend direkt monopolisieren. In allem kommen die Leute zu einem, weil sie wissen, daß man alles machen kann. Aus unserm Selbstvertrauen entspringt das Vertrauen der andern, und dieses ist eine laufende Quelle sicheren Verdienstes. Man könnte soweit kommen, daß man sogar eine gewisse Führung erhielte, aber wozu? Ich bin nicht hier, um Politik zu treiben, ich bin hier, um Geld zu verdienen."

Er schwieg und steckte nachdenklich ein Stück Kaugummi in den Mund. „Weißt du", wandte ich ein, „das ist ja alles sehr schön, aber die Leute meinen eben, ihr Weg sei auch ein richtiger." Langsam bearbeiteten seine Kiefer den Gummi, er erwiderte nichts. Draußen flimmerte die Sonne, von der Ferne her tönte das surrende Geräusch der Dreschmaschine. Endlich erhob er sich phlegmatisch, steckte die Hände in die Hosentaschen und spuckte mit einer unendlich verächtlichen Bewegung über das Geländer der Veranda.

„Well", meinte er, „du weißt, jeder Dummkopf hat das Recht, sich den Kopf an der Mauer einzurennen, die ihm am besten gefällt. Er darf nur von mir nicht verlangen, daß ich dasselbe tue."

5. Kapitel.

Die Silberquellen.

Wer die Pracht und den Glanz des Bonaerenser Lebens geschaut hat, fragt sich unwillkürlich: „Woher kommt dies alles?" Und die Antwort ist immer: „Vom Lande".

Die Männer, die wir bisher kennen gelernt haben, die

Pächter und Knechte, die Almaceneros und Landbesitzer, das sind die, welche den Geldstrom hervorzaubern. —

Das Land produziert den ungeheuren Reichtum der Stadt.

Die riesigen Getreideernten der Provinz Buenos Aires, der Pampa, Santa Fé, Cordoba, die Wein- und Früchtemengen von Mendoza, Rioja, San Juan, die enormen Viehbestände von Santa Fé, Santiago del Estero, Corrientes, Entre Rios, dem Chubut, Santa Cruz, die Zuckerernten aus Tucuman, Salta und Jujuy, sie sind die Grundlagen des argentinischen Reichtums. Rapid hat sich der Anbau und die Ausnützung des Landes gesteigert. In wenigen Jahrzehnten ist Argentinien ein Welthandelsland erster Klasse geworden. —

Es hatte natürlich seine Krisen durchzumachen, wie jedes Land, das sich abnorm rasch entwickelt — die schlimmste hatte ihren Grund in der wahnsinnigen Bodenspekulation. Durch die Indianerkriege Rocas waren gewaltige Strecken Landes der Kultur übergeben worden, welche aber zunächst nicht bebaut wurden, sondern in die Hände der herrschenden Familien, deren Anhänger und der Offiziere und Soldaten Rocas kamen. Von den letzteren gaben viele ihr Stück Land für ein Spottgeld an die ländergierigen Aufkäufer her, und so wurde gerade das Gegenteil dessen erzielt, was man erreichen wollte; statt der erhofften Kolonisten erschienen die Spekulanten. Da viel mehr Land zur Verfügung stand, als bebaut werden konnte, war es natürlich nicht möglich, den Gewinn zu erzielen, den die rasch begründeten Bodenbanken brauchten, um ihre Zinsen und Amortisationen decken zu können, und es kam zum fürchterlichsten Krach, den Buenos Aires jemals erlebt hat. Die nachfolgenden Regierungen haben aber mit Erfolg sich bemüht, den Schaden zu bessern,

und die ernsthaften Anstrengungen, die in dieser Hinsicht gemacht wurden, verbunden mit dem wirklich großen, natürlichen Reichtum des Landes, haben denn auch im Laufe der Jahre den Kredit Argentiniens wieder derartig gefestigt, daß allein England heutigen Tages ein Kapital von etwa 10 Milliarden in Argentinien stecken hat. Die fließenden Quellen des Reichtums bilden selbstverständlich nach wie vor die landwirtschaftliche Produktion und die Viehwirtschaft. Die Fleischfabriken und Gefrieranstalten produzierten im Jahre 1914:

Rindfleisch	Hammelfleisch	Schweinefleisch	Total
510000 t	73000 t	780 t	584000 t rund

im Jahre 1917 dagegen:

690000 t	56000 t	15000 t	761000 t rund

Von diesen rund 761000 t des Jahres 1917 wurden 680000 t exportiert, gegen 513000 des Jahres 1914.

Man sieht klar, die Produktion wie die industrielle Ausbeute ist gewaltig im Wachsen begriffen. Dasselbe können wir aber auch bei der Getreide- und Maisausfuhr bzw. Produktion feststellen.

Die enorme Preissteigerung von 8.60 auf 11.50 Dollar für 100 kg Weizen innerhalb der letzten 4 Jahre hat sicherlich nicht dazu beigetragen, die Lust am Weizenbau zu schwächen. Der Anteil der verschiedenen Provinzen und Territorien am Anbau ist etwa der folgende (in Hektar Anbaufläche):

Provinz:	Weizen	Mais	Hafer	Gerste	Alfalfa
Buenos Aires	2231000	1700000	840000	100000	2600000
Santa Fé . .	903000	1275000	35000	25000	1320000
Pampa	1025000	46000	95000	7000	600000
Cordoba . . .	1920000	660000	25000	11000	200000
Entre Rios . .	390000	80000	40000	12000	215000
San Luis . . .	86000	75000	14000	7000	375000

Ich beschränke mich hier darauf, die wichtigsten Produktionsgegenden aufzuführen.

Ihr Viehbestand in runden Zahlen belief sich 1915 auf etwa:

Buenos Aires . .	7600000	Rinder	33400000	Schafe
Santa Fé	4700000	„	1680000	„
Cordoba	2015000	„	2970000	„
Entre Rios	2600000	„	6700000	„
Corrientes	5700000	„	5340000	„
Santiago	1200000	„	1225000	„
San Luis	800000	„	310000	„
Tucumán	800000	„	240000	„
Chubut	700000	„	4500000	„
La Rioja	700000	„	220000	„
Pampa	275000	„	6500000	„
Sa. Cruz	50000	„	4700000	„
Rio Negro	350000	„	6800000	„
Feuerland	20000	„	2100000	„

Bedenkt man, wieviel Boden noch zur Verfügung steht, der heute der Ausnutzung noch nicht übergeben ist, so wird man sehen, wie ungeheuer Argentinien seine Produktion noch steigern und wie gewaltig es noch an Bevölkerung zunehmen kann, ohne daß das fürchterliche „Überfüllt" wieder vor den Augen der Bewohner auftauche.

Allerdings muß auch die argentinische Regierung das ihre tun, muß einerseits erträgliche Pachtverhältnisse schaffen, andererseits aber im Laufe der Zeit energisch gegen den Großgrundbesitz vorgehen, der nur in der Hand behalten, nicht aber der Kultivierung zugeführt wird. Das ist aber schließlich nicht nur in Argentinien so, sondern auch in unserem kultivierten Deutschland sind Großgrundbesitz und Volkswirt-

schaft durchaus nicht auf dem Verkehrsfuß, den man uns wünschen möchte.

Ganz zurückgeblieben und deshalb für unternehmende Fachleute am aussichtsreichsten ist die Entwicklung zahlreicher, mit der Bodenkultur verbundener Industrien. Die Obst- und Weinindustrie Argentiniens hat sich ja einigermaßen entwickelt, jedoch fehlt, hauptsächlich der ersteren, die fachmännische Führung fast vollkommen. Die Qualität des Obstes ist eine vorzügliche und könnte durch entsprechende Behandlung noch gewaltig verbessert werden, die industrielle Ausbeutung in der Form von Marmelade und Konservenfabrikation steckt beinahe noch in den Kinderschuhen — — und das in einem Lande, in dem jede Obstart gedeihen kann, und wo Obst oder Marmelade nie auf dem Tisch fehlen darf! Die Herstellung von moussierenden Weinen, von Likören, von Fruchtessenzen ist vollkommen im Anfangsstadium begriffen. Für große Gesellschaften, wie für einigermaßen kapitalkräftige Fachleute ist hier entschieden noch eine nicht beachtete Quelle großen Reichtums. Man kann überhaupt ruhig sagen, daß alles, was industrielle Ausnützung der natürlichen Produkte des Landes bedeutet, noch Riesenmöglichkeiten für die Zukunft bietet. Vorderhand wird ja der weitaus größte Teil noch ausgeführt. 1917 wurden an 13000 t Talg und Fett und nahezu ebensoviel Pflanzenfett exportiert, Stearin 430000 kg, Glyzerin 500000 kg. Seifenfabriken gibt es an 230. Es sind jedoch kleine Betriebe, die nur den Bedarf an gewöhnlicher Seife decken können. Medizinalseifen und alle feineren parfümierten Seifen müssen importiert werden. Kerzenfabriken können wir kaum 1 1/2 Dutzend zählen, sie beschäftigen ein paar hundert Arbeiter. Das merk-

würdigste Bild aber bietet uns der Fell- und Häuteexport. Argentinien, das selbst ein Land ist, das Leder importieren muß, weil es seinen Bedarf nicht decken kann, exportierte 1917 an 90000 t Häute. Dabei hat das Land den heimischen Quebrachoextrakt zur Verfügung, und die Gerbe- und Lederindustrie ist entschieden im Aufschwung begriffen. Kenner der Lage meinen aber, der Mangel an Fachleuten mache sich von Jahr zu Jahr stärker bemerkbar, geübte Arbeiter könnten glänzend vorwärtskommen. Aber, es wird hier so gehen wie überall, die meisten wissen nicht, wo sie gebraucht werden. Gerade was Leder- und Schuhindustrie anbetrifft, müßte immer wieder darauf aufmerksam gemacht werden, daß für Qualitätsarbeiter ein dankbares Feld zu finden ist. Alle feineren Sachen werden vom Auslande bezogen.

Ist es nicht beinahe lächerlich, zu hören, daß Argentinien 1917 an 125000 t ungewaschene Wolle exportierte, während nur etwa 10000 t im Lande selbst gewaschen wurden. Und die inländische Textilindustrie konnte nur 10000 t verarbeiten, während noch ein großer Teil der einheimischen Industrien und Gewerbe eingeführte Textilerzeugnisse verarbeiteten.

Argentinien m u ß jetzt dazu übergehen, intensiv zu arbeiten, und ein unermeßliches Feld öffnet sich vor den Augen des ehrlich Suchenden. Bis heute hat man es vorgezogen, Betriebe rasch zu entwickeln, seien es nun landwirtschaftliche oder industrielle. Jetzt wird man allmählich beginnen, auszuarbeiten. Kommt man auf Güter jüngeren Datums, so wird man fast überall raschwachsende Bäume finden. Zum Teile ist das verständlich, weil sie vielfach als Windschutz benötigt werden. Aber ein alter erfahrener Obergärtner erzählte mir einst jammernd: „Niemand will Kastanien oder

Eichen oder ähnliche Bäume pflanzen, sie brauchen ihnen alle zu lange." Dieses Vorwärtstreiben hat für einen wichtigen Zweig argentinischer Wirtschaft verhängnisvolle Folgen gehabt: früher war Argentinien ein aussichtsreiches Land für Olivenbau, damals, als es noch spanische Kolonie war. Das Mutterland aber wurde eifersüchtig auf die Konkurrenz der Kolonie, und eines Tages kam von Madrid das Dekret, die sämtlichen argentinischen Olivenbäume müßten umgehauen werden, was denn auch geschah. Aber seither liegt der Olivenbau fast ganz darnieder. Die Olive ist ein Baum, der ein paar Jahre braucht, bis er Ernte gibt. Und das paßt den Argentiniern nicht. Schon das dreijährige Warten auf die erste Traubenernte kommt ihnen unmäßig lang vor. Und nun erst 7—8 Jahre, wie sie die Olive benötigt! Und so wurde durch argentinische spekulationswütige Ungeduld vervollständigt, was spanischer Barbarismus begonnen hatte: das Ausscheiden Argentiniens aus einem der wichtigsten Wirtschaftsgebiete. —

Geflügelzüchtereien und Molkereibetriebe gibt es verhältnismäßig wenige, aber die bestehenden, soweit sie von Fachleuten geführt werden, rentieren sich gut. Ist das nicht der beste Beweis, daß auf diesem Felde auch noch entschieden etwas zu machen ist, trotzdem immer wieder gesagt wird: „Was soll denn ein Molkereifachmann in Argentinien? Es gibt ja nur ein paar Betriebe?!"

Es gibt noch große Bodenschätze in Argentinien, die der Ausbeutung harren: Kupfer- und Erzminen, Petroleumquellen, Riesenwälder. Die großen Silberlager, die der Westen Argentiniens in den Kordilleren noch birgt, können mangels der genügenden Verbindungen noch nicht aus-

gebeutet werden. Aber im bildlichen Sinne sind noch so viele Silberquellen vorhanden, die nur der Auffindung und verständnisvollen Ausbeutung harren, daß man sich fragt, warum wir solange zögern, wir, die wir geradezu prädestiniert dazu erscheinen?! Dört fließen unsere Silberquellen! Und wir werden sie zu finden wissen, denn wir haben die Wünschelruten, welche ihre Auffindung garantieren: Schulung, Gründlichkeit und Fleiß. Wenden wir sie an, und ähnliche Silberströme, wie sie einst durch die Erntearbeiter sich über Italien und Spanien ergossen, werden auch über unser verarmtes Vaterland strömen.

6. Kapitel.

Die ersten Tausend.

„Die ersten tausend Pesos sind die schwersten. Wenn einer die einmal hat, liegts nur an ihm, daß ein Vermögen daraus wird." Es war ein alter, reichgewordener Italiener, der mir das einst sagte. An den verschiedensten Leuten habe ichs bestätigt gefunden. Da war einer, ein flinker, kleiner Gallego, schlau und gerissen, körperlich sehr stark, der langte eines Tages ohne einen Cent, frisch importiert von Europa, in Patagonien an. Als Knecht in den Wollbaracken eines großen Hauses hat er über ein Jahr lang gearbeitet. Zuerst 80, dann 100 Pesos Monatsgehalt und freie Station. Dafür schleppte er Wollsäcke von 5 Uhr früh bis abends 8, machte jede Arbeit, die man ihm gab. Von seinem Gehalt gab er fast nichts aus. Und nach wenig über einem Jahre ging er, mit etwa 1200 Pesos in der Tasche, ins Innere

und übernahm eine größere Schafherde „auf halb", d. h. der Besitzer stellte die Tiere und den Weidegrund, und er hatte die Beaufsichtigung und die Arbeiten. Die Wolle wurde am Schlusse des Jahres verkauft, die Kosten der Bäder usw. vom Erlös abgezogen und der Reinerlös und die in diesem Jahre geborenen Lämmer geteilt. Ein paar Jahre später hatte er außer dieser Stellung eine eigene Herde, die ihm eine jährliche Einnahme von 3500 Pesos garantierte.

Ein anderer Fall. Ein junger Angestellter, der ein paar hundert Pesos erspart hatte, wurde gerade zu der Zeit entlassen, da die Bahn von Comodoro Rivadavia zum See Buenos Aires soweit fertig war, daß sie einen Güterverkehr ins Innere aufnehmen konnte. Die Direktion vergab aber nur ganze Waggons von 6000 kg aufwärts zu einem Cent per Kilogramm. Für kleinere Frachten hätte also der ganze Satz bezahlt werden müssen. Da fing der junge Mann an, ganze Waggons auf eigene Rechnung zu mieten und Teilfrachten zu übernehmen, bei denen der Verfrachter immer billiger mit ihm wegkam, als mit dem ganzen Wagen. Nach kurzer Zeit hatte er sein Schäfchen ins Trockene gebracht.

Zur Zeit der Pelzhausse kaufte ein anderer mit seinen 900 Pesos Erspartem Reiseausrüstung und Fallen und zog ins Innere Patagoniens, um die vielbegehrten Füchse zu fangen. Er lebte, wie er selbst sagte, sieben Monate „wie ein Hund", aber seine Ausbeute trug ihm 5000 Pesos ein, womit er sich dann einen Kramladen und Schenke im Innern begründete und nach vier Jahren über ein Bankkonto von nahezu 30000 Pesos verfügte.

Wieviel andere hat es nicht gegeben, die sich eine ganze Ernte lang abgerackert haben, um die ersten Tausend zu

gewinnen?! Erntearbeit drüben hat keine Ähnlichkeit mit der europäischen. Da gibts kein Fest und keinen Tanz, da gibts nur Arbeit. Wenn die Sonne aufgeht, beginnt die Maschine zu surren, und wenn sie am Horizont verschwindet, tritt erst Ruhe ein. Es ist harte, aber gutbezahlte Arbeit. Die Leute leben sparsam und frugal, viele von ihnen machen die Ernte mit von November bis März, durchziehen die ganze Republik auf diese Weise und kehren dann in die Heimat zurück. Viele aber betrachten ihr Erspartes nur als Grundkapital, „etwas anzufangen". Leider sind ja auch genügend junge Leute darunter, die ihr wirklich mühsam verdientes Geld dann schleunigst in Buenos Aires an den Mann oder besser gesagt, an das Weib bringen müssen.

Im westlichsten Teil des Territoriums Rio Negro, in der Gegend des Zusammenflusses der beiden Flüsse Neuquen und Limay, dehnte sich vor zwei Jahrzehnten noch eine Art Salpeterwüste. Das kleine Fort Roca war eine der gefürchtetsten Garnisonen Argentiniens: Sand, Staub und Langeweile. Bis die Südbahn anfing, große Bewässerungsanlagen zu schaffen und der Erlöserkuß des Rio Neuquen auf einmal innerhalb kurzer Zeit die Salpeterwüste in ein blühendes Paradies verwandelte. Wer heute dort reist, ist erstaunt und entzückt, wenn er unter rauschenden Pappeln vorbeifährt an hübschen, kleinen Gütern mit blühenden Obstbäumen und lang sich hinstreckenden Rebengeländen, an farbenleuchtenden Blumengärten und dunklen, sattgrünen Alfalfafeldern, deren Duft süß berauscht. Viele habe ich dort unten kennengelernt, Bahnarbeiter, frühere Pächter usw., sogar Leute, die erst bei dem Werden der Kolonien durch die Einebnungsarbeiten, Pflanzungen usw. ihre ersten Tau-

send verdienten, und die im Laufe der Jahre zu gutgestellten, kleinen Weingutsbesitzern geworden sind. Die Landpreise waren mäßig, der Wert des kultivierten Landes sehr hoch, der Kredit leicht. Und so haben die ersten Tausend dort unten vielen geholfen, ihr Glück zu machen.

Die ersten Tausend — sie müssen mit großer Mühe erworben werden. Aber vergessen wir nicht, daß die Zeit, die wir damit verbringen, sie zu erwerben, gleichzeitig eine Lehrzeit ist, deren Kosten andere Leute bezahlen! Die ersten selbsterworbenen und wohlgehüteten Tausend scheinen auch eine magnetische Anziehungskraft zu haben, weit größer als alles Geld, das der Neuling mit nach drüben bringt und dessen größter Teil erfahrungsgemäß zunächst als Lehrgeld hingelegt werden muß.

7. Kapitel.

Papier.

In unserer Silberrepublik gibts viele Dinge, die nur — Papier sind. Da ist vor allem die nationale Münze, der Goldpeso, der nur Rechenmünze ist und sich von dem tatsächlich im Umlauf befindlichen Papierpeso im Werte unterscheidet. Der Goldpeso gilt ungefähr gleich dem amerikanischen Dollar, wenn man mit Goldpesos rechnen will, ergibt sich daraus immer eine ganz angenehme Hirngymnastik, denn der Peso Gold sind 2,27 Cent Papier oder ein Peso Papier = 44 Cent Gold. Argentinien hat seinen Goldbestand im In- und Auslande während des Krieges auf etwa 75% gebracht und dürfte in dieser Beziehung am glänzendsten

von allen Staaten stehen. Es gibt übrigens argentinische Goldmünzen, Zehn- und Zwanzigpesostücke, die sogenannten Argentinos, aber man bekommt sie selten in die Hand. Es gab früher auch Goldprägungen im Werte von 1 Peso Gold, aber diese fingernagelgroßen Stücke haben heute bereits einen Raritätswert von 90 Pesos Papier. Kupferstücke von 1 und 2 Centaros existieren auch, jedoch meiner Erfahrung nach werfen sie einem sogar die Bettler in Buenos Aires vor die Füße. Die kleinste Verkehrsmünze ist eigentlich das Nickel-Fünfcentarostück.

Die Verfassung Argentiniens ist eine der besten der Welt — auf dem Papier. Sie ist absolut demokratisch, sehr großzügig, und jedem, der sie liest, lacht das Herz im Leibe. Daß die tatsächliche Verfassung manchmal starke Unterschiede aufweist, liegt in der Natur der Dinge. Ein junger Staat, der sich wirtschaftlich so rasch entwickelt hat, weist notwendigerweise starke kapitalistische Tendenzen auf, und für die Leute, die auf sich selbst vertrauend an den wirtschaftlichen Kampf gehen, sind solche Tendenzen im allgemeinen mehr fördernd als hindernd. Daß bei den Wahlen starke Schiebungen vorkommen, wird uns weiter nicht wundern, und daß infolgedessen die Volksvertreter keine Vertreter des Volkes und ihre Beschlüsse keine Volksbeschlüsse sind, ebensowenig. Aber ich muß mich auch hier auf Harry Joe berufen, der immer sagte: „Die Hauptsache ist, daß man mit den tatsächlich bestehenden Verhältnissen etwas verdient. Sähe ich meinen Vorteil darin, sie abzuändern, und könnte ich es tun, so täte ich's. Da ich's aber nicht kann, hole ich mir aus ihnen heraus, was ich herausholen kann." Und ich glaube, mit dieser glatten Tatsachenrechnung kommt man

am besten durch. Dieser junge, kapitalistische Staat lebt größtenteils von indirekten Steuern. Dadurch wird auf der einen Seite das Leben verteuert, denn die größten Steuern liegen auf Importartikeln, und die Masse hat sie zu tragen. Aber die wirtschaftliche Entwicklung wird durch sie mächtig gefördert. Eine Erbschaftssteuer existiert nur in geringstem Maße, eine Einkommensteuer ist erst 1919 in Vorschlag gebracht worden. Kurz und gut, die Steuerverhältnisse sind der kapitalistischen Entwicklung äußerst günstig, und der Mann, der sich drüben hocharbeiten will, muß ja dieser Richtung sympathisch gegenüberstehen. Der Hauptpassus der Verfassung, der die Freiheit garantiert, steht nicht nur auf dem Papier, sondern ist in jeder Beziehung dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen. Und der andere mit der Gleichheit — da wird jeder gut tun, sich an europäische Verhältnisse zu erinnern und sein Verhalten dementsprechend einzurichten.

Einen wichtigen Punkt vor allem für solche, die sich drüben ansiedeln wollen, darf ich nicht vergessen. Im Jahre 1917 gab die Regierung ein vorzüglich gefaßtes Heimstättengesetz heraus, das wirklich sehr günstige Bedingungen für Ansiedler bot: freies Land, Unterstützung mit Saatgut und Gerätschaften usw. Die Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetz sind bis heute noch nicht erlassen worden und werden aller Wahrscheinlichkeit nach auch nie erlassen werden. Infolgedessen steht das Gesetz nur auf dem Papier und ist weiter nichts als ein, allerdings glänzendes, Zeugnis für den guten Willen, die wirtschaftliche Bildung und den staatsmännischen Weitblick des Präsidenten Bernardo Irigoyem, der ganz richtig erkannt hat, daß für Argentinien

eine fest im Boden verankerte, ackerbautreibende Bevölkerung das wünschenswerteste Element ist. Es bleibt natürlich bedauerlich, wenn so große wirtschaftliche Maßnahmen, wie das Heimstättengesetz oder Bewässerungsanlagen des Rio Colorado usw. nur auf dem Papier stehen, aber sie sind doch ein Beweis dafür, daß man die Notwendigkeit oder die guten Aussichten irgendeiner Sache erkannt hat, wenn man auch nicht gleich darangehen kann, sie zu verwirklichen.

Andrerseits stehen auch viele Sachen auf dem Papier, die nicht angenehm wären, wenn man sie ausführte. So zum Beispiel die allgemeine Wehrpflicht, von der naturalisierte Bürger nur auf zehn Jahre ausgenommen sind. Aber dieses steht ja auch nur auf dem Papier, denn die kleine argentinische Armee wird durch Auslosung unter den jungen Rekruten gewonnen, und kein Mensch denkt daran, einen lange Jahre ansässigen Fremden in die Armee zu stecken. Schließlich sind die tatsächlichen Verhältnisse maßgebend, und diese sind günstig. Und um das, was auf dem Papier steht, ohne Tatsache zu sein, braucht sich ein wirtschaftlich denkender Mensch nicht zu kümmern. Für politische Treiber und juristische Krakehler aber ist in der jungen Silberrepublik kein Platz.

8. Kapitel

Maté.

In Paraguay und Nordargentinien wächst wild eine Abart des Ilex, der sogenannte Yerbastrauch. Man ist allmählich auch zu seiner Kultivierung übergegangen, und das Produkt davon ist der sogenannte Paraguaytee, der als nerven-

beruhigendes Mittel auch in Europa bekannt ist. In Paraguay und Argentinien und Chile wird er überall getrunken, in der Stadt und auf dem Land. Die Yerba wird in den sogenannten Maté geschüttet (eine ausgehöhlte kürbisartige Frucht), ein Metallröhrchen mit einem Siebkolben hineingesteckt und das heiße Wasser daraufgeschüttet. Und so geht das Gefäß im Kreise umher. Jeder saugt es leer und gibts zurück, ein Ausschlagen verstößt gegen die gute Sitte, doch wird auf Europäer Rücksicht genommen, wenn man von vornherein erklärt, man könne es nicht vertragen. Ich gebe zu, daß es nicht hygienisch ist und auch nicht appetitlich, ein Röhrchen in den Mund zu nehmen, an dem kurz zuvor ein anderer gesogen hat. Es ist auch ein Unterschied, ob einem der Maté von einem hübschen, jungen Mädchen oder einem zahnlückigen, alten Indianer präsentiert wird, aber man gewöhnt sich schließlich daran. Die Wirkung des Matés ist eine vorzügliche. Er beruhigt die Nerven, bildet einen ausgezeichneten Ersatz für das oft fehlende, grüne Gemüse, wärmt im Winter und kühlt im Sommer. Er gleicht in dieser Beziehung den aus Lehm und Zweigen aufgeführten Ranchos (Hütten auf dem Lande), jenen ersten Ansiedlungsformen, die ebenfalls den Vorteil des Temperaturgegensatzes haben. Viele Leute trinken ihn mit Zucker und aus Tassen, die meisten Italiener tun es so. Aber der echte Argentinier saugt ihn ohne Zucker aus dem Silberröhrchen und gibt ihn wortlos zurück. Wenn man noch mehr haben will, bekommt man ihn wieder kredenzt, wenn die Reihe an einem ist. Sagt man bei der Zurückgabe „danke", so ist dies das Zeichen, daß man genug hat. Nicht nur wegen seiner Qualitäten, sondern als Symbol habe ich den Maté immer hoch-

geschätzt. Er ist ein Sinnbild der Gastfreundschaft, eines jener wenigen Überbleibsel aus der alten Zeit, aus jener Zeit, die primitiver und rauher, aber herzlicher und menschlicher war, als die unsere. Deswegen habe ich den Maté gerne angenommen, wo immer er mir geboten wurde.

Die Indianer sagen, wer einmal den Maté getrunken hat, den zieht es immer wieder in das Land zurück, wo er ihn trank. Und die meisten, die drüben gewesen sind, werden mir recht geben, wenn ich sage, daß es einem oft ist, als ob tausend unsichtbare Fäden uns mit drüben verbänden, nicht etwa rein verstandesgemäße Erwägungen wirtschaftlicher Natur, nicht nur die Erinnerung an Erlebtes und Geschautes, sondern irgend etwas, das unser eigenes, innerstes Empfindungsleben mit dem der Leute von drüben verbindet.

Manchmal in den Dämmerstunden, wenn ich allein dasitze und nach alter Gewohnheit meinen Maté trinke, aus demselben Röhrchen, das schon zwischen soviel Lippen gelegen, dann ist mirs, als webe ein unsagbares Etwas um mich herum, das mich heraushebt aus dem europäischen Alltag in das Silberland mit seiner Freiheit, seiner Großzügigkeit und seinen eigenartigen, sympathischen Menschen.

Ist's der Maté oder ist's die Dämmerung? Wer mag das entscheiden?!

Die Zellenbücherei

verzichtet auf graue Theorie und tiefgründige Gelehrtenweisheit.

*

Sie ist eine

kulturelle, schöngeistige und wirtschaftlich-politische Sammlung,

die ihre Stoffe aus dem täglichen Leben schöpft und in fröhlicher, oft humorvoller Weise, in Plauder- und Erzählerton Wissen und Nutz, Freude und Belehrung bietet.

Ihre volkstümliche, leicht faßliche Darstellungsweise, aus der Feder erster Schriftsteller, Wissenschaftler, Politiker, Künstler, ermöglicht jedermann sonder Fachkenntnis und Vorbildung Verständnis auch für die schwierigsten Fragen aller Wissensgebiete. Dem Inhalt sind äußeres Gewand und Ausstattung angepaßt.

Auf die Bedürfnisse der Frauenwelt ist besondere Rücksicht genommen.

Ihre Hauptaufgabe sucht die Zellenbücherei in der Förderung des Verstehens aller Gebiete, denen der Umschwung der Zeiten Gegenwartswert verliehen hat. Aufklärend und bildend will sie vor allem da wirken, wo Krieg und Revolution klaffende Lücken zum ungeheuren Schaden der Menschheit, in erster Linie des deutschen Volkes, aufgedeckt haben.

Das erreicht die Zellenbücherei, indem sie bewährtes Altes erhält und aufbauendem Neuen den Weg bahnt.

Preis eines jeden Bandes in Künstlerpappband M. 5.50

Ausführliche Verzeichnisse der erschienenen und in Vorbereitung befindlichen Bände unberechnet durch jede Buchhandlung oder direkt durch den

Verlag der Zellenbücherei, Dürr & Weber, m. b. H., Leipzig.

Zellenbücherei

*

I. Kulturelle Reihe

Bisher erschienene Bände:

Das große Elixier. Die Wissenschaftslehre . . . Wilh. Ostwald
Der Weg der Kultur . . . . . R. H. Francé
Der wildgewordene Pädagoge . . . . . Otto Ernst
Es führen viele Wege nach Rom . . . . . Religionsgeschichtliche Streifzüge . . . Rudolf Mühlhausen
Der Segen des Meeres . . . . . Dr. Ludwig Staby
Schweizer . . . . . Ernst Zahn
Engländer . . . . . Ernst von Wolzogen
Amerikaner . . . . . Erwin Rosen
Mexikaner . . . . . Victor Ottmann
Das verlorene Land. Ein Buch über . . . . . Lothringen und Lothringer . . . . . Liesbet Dill
Franzosen . . . . . Karl Lahm
Chinesen . . . . . Dr. Eduard Erkes
Die Silberrepublik. Ein Buch . . . . . über Argentinien . . . . . Heinz Udo Brachvogel
Tschechen . . . . . Karl Hans Strobl

In Vorbereitung befindlich:

Kultur und Glück . . . . . Prof. Dr. Karl Weule
Natur und Volk . . . . . Dr. Curt Floericke
Vaterland und Muttersprache . . . . . Fritz Mauthner
Das Verhältnis . . . . . Karl Ettlinger (Karlchen)
Der Wert der Rasse . . . . . Annie Harrat
Die Dame . . . . . Dr. Valerian Tornius
Der Wilde . . . . . Prof. Dr. Karl Weule

Preis eines jeden Bandes in Künstlerpappband M. 5.50

Vom Titelschmuck der Zellenbücherei sind von den Künstlern handschriftlich gezeichnete Scherenschnitte erschienen. Format etwa 15 : 15 cm, auf Karton aufgezogen. Preis M. 6.—. Verzeichnis der bisher erschienenen durch jede Buchhandlung oder den Verlag direkt.

Vorrätig in allen größeren Buchhandlungen.

II. Schöngeistige Reihe

Bisher erschienene Bände:

Weltgeschichte in einer Stunde : : : : : Horst Schöttler
Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde : : Klabund
Einfache Herzen : : : : : : : : : : : : : : : Alice Berend
Unsere Wahlkinder. Eine Erzählung für : : : : : : : : : :
Eltern und solche, die es werden wollen : Luisa v. Haber
Der Philister : : : : : : : : : : : : Franz Adam Beyerlein
Ein lustiger Musikante : : : : : : : : Franciscus Nagler
Du und das Weltall. Ein Weltbild : Bruno H. Bürgel
Narrenweisheit : : : : : : : : A. v. Gleichen-Rußwurm
Hermann Löns und unsere Zeit : Dr. Wilh. Spickernagel

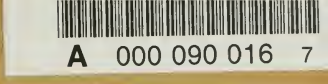
In Vorbereitung befindlich:

Selbsterziehung zu höherer Bildung : : : Fritz v. Ostini
Vom Bauernjungen zum Bildungsmann : : : : : : : : :
Eine Lebensgeschichte : : : : : : : : : Gustav Hennig
Jäger und Fischer : : : : : : : : : : : Dr. Curt Floericke
Ersatzmenschen : : : : : : : : : A. v. Gleichen-Rußwurm
Ethik im Alltag : : : : : : : : : : : : : Bruno H. Bürgel
Spieler : Erwin Rosen

III. Politisch-wirtschaftliche Reihe

Bisher erschienene Bände:

Die polit. Kinderstube. Ein Buch d. Erzie- : : : : : : : : : :
hung d. Deutschen zum Staatsbürger Prof. Dr. Paul Lensch
Die Kunst der politischen Rede : : : : Gustav Herrmann
I. Geschichtliche Grundlagen. II. Praktische Anleitung : :
Vaterland und Menschheit. Ein Buch : : : : : : : : : :
der Versöhnung : : : : : : : : : : : Franz Carl Endres
Eva in der Politik. Ein Buch über die : : : : : : : : : : :
politische Tätigkeit der Frau : : : : : Carry Brachvogel
Auslandspolitik : : : : : : : : : : : : : : : Otto Ebstein
Das Auf und Ab der Völker : : : : Dr. Albrecht Wirth
Plaudereien eines Bankdirektors. Praktische : : : : : : : :
Ratschläge für Kapitalsanlagen und Ver- : : : : : : : :
mögensverwaltung : Prof. Dr. Georg Obst, Bankdir. a. D.
Grundlagen d. Volkswirtschaft i. ein. Stunde Dr. F. Schmidt
Rechtsunterricht für den Hausbedarf : : Dr. Hans Lieske


A 000 090 016 7